Für kleine Mädchen,

welche lesen gelernt haben.

Von

Martin Claudius.

1. Bändchen.

Mit 4 Illustrationen von Professor H. Bürkner.

Verlag von Carl Flemming.
Glogau.



Der Schmuck.

Für kleine Mädchen,

welche lesen gelernt haben.

Von

Martin Claudius.

1. Bändchen.

Mit 4 Illustrationen von Professor H. Bürkner.

Verlag von Carl Flemming.
Glogau.

Inhalt.

	Seite
Der schönste Schmuck	1
Das weiße Kleid	41
Der Geburtstag	67
Der Leichtsinn	86
Die Himmelsrose	107
Mariechen und das Vogelnest	116

Der schönste Schmuck.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Elli. Ihr eigentlicher Name war freilich Elise, aber weil sie so gar niedlich war, hatte man den Namen ein wenig zu lang gefunden, und so war denn Elli daraus geworden. Ja, niedlich war sie, das könnt Ihr mir glauben — aber war sie auch artig? Nun gebt Acht, denn das eben wollen wir aus dieser Geschichte erfahren.

Ungehorsam war sie nicht, o nein, sie that immer, was die lieben Eltern ihr sagten und das mit freundlichem und frohem Gesicht. Vor allen Dingen aber war sie ein gar fleißiges kleines Mädchen. O wenn Ihr gesehen hättet, wie pünktlich sie jeden Morgen mit ihrer kleinen Mappe zur Schule wanderte, und wie genau sie Acht gab auf Alles, was der Lehrer sagte! Dafür konnte sie aber auch von all ihren kleinen Mitschülerinnen am besten lesen, am besten schreiben und am besten rechnen — und saß ganz oben. Jeden

Sonnabend bekam sie eine rothe Karte, das war das Zeichen, daß sie die ganze Woche über gut und fleißig gewesen war. Hei! wie vergnügt sprang sie dann nach Hause! Und das war ihr nicht zu verdenken, denn sie wußte, wenn sie daheim die Karte vorzeigte, so schloß die Mama sie nicht nur in ihre Arme und nannte sie ihr liebes, liebes Kind und küßte sie so zärtlich auf beide rothe Bäckchen, sondern sie ging auch nach dem Schreibtisch und nahm einen blanken Silbergroschen heraus, den sie Elli für die rothe Karte gab.

Der Silbergroschen gehörte nun dem kleinen Mädchen ganz allein, und sie konnte damit machen, was sie wollte. Aber statt wie viele Kinder das Geld zu vernaschen, that sie den blanken Silbergroschen in die schöne Sparbüchse, die ihr der Großpapa zum Geburtstag geschenkt hatte. Darin lagen schon eine Menge Silbergroschen und auch ein paar Thalerstücke, die sie ebenfalls zum Geburtstag bekommen hatte. Elli war schon ein reiches Mädchen! Ja, und jede Woche wurde sie reicher, denn jede Woche verdiente sie eine neue rothe Karte, also einen neuen Silbergroschen. — Und das war nicht die einzige Art, wie sie ihren Schatz mehrte. Sie konnte nämlich auch schon wunderhübsch

stricken. Nicht nur Strumpfbänder, sondern auch schon zwei Paar Strümpfe für den Papa hatte sie in ihrem kleinen Leben zu Stande gebracht. Und das hing so zusammen: die Mutter hatte mitten in den Knäul hinein ein Viergroschenstück gewickelt und auch sonst noch hin und wieder eine kleine Münze. Jedes Mal nun, wenn Elli das Garn bis zu einem solchen kleinen Schatze abgestrickt hatte, fiel er klingend heraus und gehörte ihr. Ei, da hättet Ihr sehen sollen, wie flink sie die kleinen Finger rührte, denn sie ließ gar zu gern ein neues Geldstück in die Sparbüchse klappern.

So ging das eine ganze Weile. Da setzte sie sich einmal hin und zählte ihr Vermögen. Es waren fünf Thaler. „Was für eine Summe!" dachte das kleine Mädchen. „Ei, das hätte ich nie geglaubt, als ich dich bekam, du alte Sparbüchse, und meinen ersten Groschen hineinthat, daß es einmal so viel werden würde."

Die alte Sparbüchse sah ganz stolz aus mit ihrem goldenen Reif um den Kopf und ihrem dicken grünen Bauche, auf dem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Spare den Groschen, bald hast Du einen Thaler!" — Es schien, als wollte sie sagen: „Siehst Du, ich habe recht gehabt!"

„Ja, du hast recht gehabt!" sagte Elli und nickte vergnügt mit dem Kopfe. Aber nun wurde sie auf einmal nachdenklich, denn es fiel ihr ein, was sie am Ende mit ihrem vielen Gelde machen sollte? — Wenn es Tag aus Tag ein in der Sparbüchse liegen blieb, so nutzte es ihr, bei Licht besehen, gar nichts. Und wenn es wohl ein schöner Gedanke war, fünf ganze Thaler zu besitzen, und wenn es ihr auch wohl viel Vergnügen machte, auf jede Spitze der Zeigefinger eines der netten Stücke zu legen und sie dann an einander zu stoßen, daß es: „kling! kling!" sagte, so schien ihr das doch mit einem Male nicht mehr genug, wenn sie bedachte, wie mühsam sie sie erworben hatte. „Nein, ich muß noch irgend etwas Besseres mit ihnen machen", sprach sie, aber da sie sich selber nicht zu rathen wußte, so lief sie zur Mutter und erzählte dieser ihre Noth.

„Ja", sprach die Mutter lächelnd, „das ist freilich eine große Noth, — aber ich möchte gern, daß Du selber Rath fändest. Du kannst Dich ja noch eine Weile darauf besinnen." —

So legte denn Elli ihren Schatz wieder in die Sparbüchse und stellte diese an ihren alten Fleck; aber sie hatte ihren kleinen Kopf nun so voller Gedanken

und Sorgen, daß sie dadurch ordentlich bei ihren Arbeiten gestört wurde. — Als sie am nächsten Morgen zur Schule ging, betrachtete sie noch einmal so aufmerksam als sonst all die schönen Sachen, die an den Schaufenstern der Läden aufgestellt waren. Es hing ganz von ihr ab, was sie von all diesen Herrlichkeiten kaufen wollte, aber eben diese Wahl war ihre Qual.

Da standen Torten und große Gläser mit Bonbons und gebrannten Mandeln. Sie waren herrlich anzuschauen und schmeckten gewiß noch herrlicher, — aber wenn man sie aufgegessen hatte, so waren sie hin und man hatte nichts. Nein, dazu waren ihr ihre Thaler zu lieb, und überdies bekam sie zuweilen Kuchen von der Mama oder bei ihrem Großvater.

Da waren ferner Läden mit Spitzen, Bändern und schönen Zeugen. „Ach, das müßte niedlich sein, sich damit zu schmücken!“ dachte sie, — denn, wir wollen die Wahrheit gestehen, unsere Elli war ein ganz klein bischen eitel. „Aber“, sprach sie gleich darauf, „hübsche Kleider und Bänder kauft mir ja die Mama, und ich habe mein neues weißes Kleid, wenn ich mich putzen will, und meinen blauen Gürtel dazu!“

So hatte ein jedes Ding sein Aber, und die arme Kleine kam nicht zum Ziel. Ja, sie hatte wirklich ihre Sorgen und ihre Noth. So kam es, daß sie heut zum ersten Mal gar nicht gut las und kein Exempel zu Stande bringen konnte, so daß sie sogar einen kleinen Verweis bekam.

Je mehr nun unsere arme Elli seufzte, desto fröhlicher wurde das kleine Mädchen, das neben ihr saß. Es hieß Clärchen und war Elli's beste Freundin. Ja, sie schien wirklich etwas außerordentlich Vergnügtes in ihrem Herzen zu haben, das sie für ihr Leben gern ihrer Nachbarin erzählt hätte. Doch es ließ sich nicht eher thun, als bis die Frühstücksstunde gekommen war. Da aber, als alle Kinder auf ein Weilchen hinaus in's Freie springen durften, rief sie jubelnd: „Höre doch, Elli! jetzt muß ich Dir erzählen, was ich gestern für ein Glück gehabt habe!"

„Was denn?" fragte Elli neugierig.

„O, mein Onkel ist gestern zum Besuch gekommen, und kannst Du Dir denken, was er mir mitgebracht hat? — Ja, denke einmal: einen goldnen Schmuck!"

„Einen goldnen Schmuck?" fragte Elli und wußte

eigentlich nicht recht, was man darunter verstände. „Wie sieht er denn aus?"

„Ach, so hell und glänzend, mit rothen Steinen besetzt! Und dazu liegt er in einem rothen Saffiankästchen mit weißem Atlas gefüttert!"

Das mußte etwas Prächtiges sein! Elli wurde ganz aufgeregt, und als die Schule aus war, konnte sie es nicht lassen, erst mit Clärchen nach deren Hause zu laufen, um den schönen Schmuck anzusehen. Er war so kostbar, daß die Kleine ihn nicht selbst verwahren durfte, sondern die Mutter hatte ihn in den Schreibtisch geschlossen. Auf die Bitte ihrer kleinen Tochter aber nahm sie ihn heraus, damit sie ihn ihrer Freundin zeigen konnte.

Ja, das übertraf wirklich alle ihre Erwartung! — Da lag er, wie Clärchen es erzählt, in einem rothen Saffiankästchen mit weißem Atlas gefüttert, und strahlte wie die Sonne. — Und nun gar, als ihn Clärchen herausnahm und um ihren Hals schlang! Elli wurde ganz geblendet. Ja, nun war alles Besinnen zu Ende, ihr Entschluß war gefaßt. Eilig lief sie nach Hause und sogleich zur Mutter.

„O Mama, Mama!" rief sie.

„Nun, was willst Du denn so eilig, meine kleine Elli?“ fragte diese, ihr die heißen Bäckchen streichelnd.

„Nun weiß ich, was ich für meine fünf Thaler kaufen will!“

„Nun, was denn?“

„O, einen goldnen Schmuck, der in einem rothen Saffiankästchen mit weißem Atlas gefüttert liegt!“

„Einen goldnen Schmuck, der in einem rothen Saffiankästchen mit weißem Atlas gefüttert liegt?“ wiederholte die Mutter erstaunt. Dann aber fragte sie lächelnd: „Ei, wie bist Du denn auf den Gedanken gekommen?“

„Ja, grade so einen hat Clärchen von ihrem Onkel bekommen, und Du kannst Dir nicht denken, wie reizend er ist!“

„Das glaube ich wohl, aber sage mir, was wolltest Du damit?“

„O, um den Hals wollt' ich ihn binden, wenn ich mein weißes Kleid anziehe — wie schön müßte ich da aussehen!“ Elli schlug die Hände zusammen, als ob sie sich schon so herrlich geputzt im Spiegel erblickte.

„Du möchtest also gern schön sein?“

„Ja freilich!“

„Und warum denn wohl?"

Ja, warum? Darauf wußte Elli freilich keine Antwort zu geben.

„Ich will es Dir sagen, meine Kleine", sprach die Mutter. „Du meinst, daß es Deinem Papa, mir und allen Leuten gut gefällt, wenn wir Dich recht niedlich sehen, und daß wir Dich dann Alle um so lieber haben?"

„Ja, ich glaube wohl, daß es darum ist", antwortete die Kleine nachdenklich. „Und das sollst Du sehen, daß solch reizender Schmuck schön macht. Du hättest nur Clärchen sehen sollen, als sie ihn umhatte!"

„Ich will Dir nicht verbieten, Dir einen solchen Schmuck für Dein Geld zu kaufen. Es ist ganz Dein eigen, und Du sollst damit machen, was Du willst. — Aber wenn ich nun einen Schmuck wüßte, der noch weit, weit schöner macht, als jener?"

„Das wäre!" rief Elli und sah die Mutter fast ungläubig an.

„Ja wirklich, ich weiß einen solchen!" erwiederte diese. „Höre: wer sich mit dem Schmuck schmückt, den Du bei Clärchen gesehen, der kann wohl noch schöner dadurch werden, wenn er schon schön ist; aber wenn er häßlich ist, so hilft er ihm wenig, nicht wahr? Und

wenn er ungezogen und unliebenswürdig ist, so würde er ihm gar nichts helfen, denn kein Mensch würde ihn darum lieber haben. Was meinst Du?"

„Ja, ich glaube wohl, daß Du recht hast, liebe Mama."

„Nun höre aber, wie es mit dem Schmuck ist, den ich meine. Wer den besitzt, der wird schön und wäre er auch sonst noch so häßlich, und alle Menschen, die ihn sehen, müssen ihn lieb haben, und zugleich ist er so froh und glücklich in seinem Herzen, wie nie zuvor."

„Ei wirklich!" rief Elli und blickte mit hellen Augen zu ihrer Mutter auf. „Den Schmuck möchte ich freilich lieber haben, — ja, das ist der schönste Schmuck!"

„Das ist wirklich der schönste Schmuck!" sprach die Mutter.

„Kann ich ihn denn für meine fünf Thaler kaufen?" fragte Elli eifrig.

„Vielleicht kannst Du das."

„So sag' mir, wo ich ihn bekomme."

Aber die Mutter schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht gut", sprach sie; „ich möchte, daß Du selbst fändest, was ich meine. Besinne Dich nur noch ein

paar Tage, vielleicht gelingt es Dir.“ — Und damit nahm die Mutter ihr kleines Mädchen, küßte ihm die rothen Bäckchen und die schwarzen, freundlichen Augen, und dann ging sie weg und ließ es allein — ganz allein mit seinen Gedanken, und das waren nicht wenige. Sie zerbrach sich fast ihren kleinen Kopf und grübelte hin und her, was die Mutter wohl gemeint haben könnte, — aber sie fand nichts.

Dann ging sie in Gedanken noch einmal an den schönen Läden vorbei und rief sich jedes prächtige Stück, das sie angelockt hatte, ins Gedächtniß zurück; doch keins war da, was die Eigenschaften haben konnte, von denen die Mutter gesprochen. Zuletzt kam sie wieder auf den goldnen Schmuck in dem rothen Saffiankästchen zurück. Der war doch das Herrlichste! Ja, sie war entschlossen, ihn zu kaufen, denn sie konnte nicht denken, daß es einen schönern gäbe. Nur ein paar Tage mußte sie freilich warten, weil die Mutter es wünschte; aber, daß sie ihren Entschluß ändern könnte, das glaubte sie kaum.

Als Elli am andern Morgen aus der Schule kam, fand sie ihre Mutter mit einem offenen Briefe in der Hand auf dem Sopha sitzend. Der Vater stand neben ihr und sie sprachen mit einander.

„Nun freue Dich, Elli!“ rief der Vater, als sie hereinkam; „morgen fahren wir nach Rosenberg zum Geburtstage des Großpapa's, und da nehmen wir unser kleines Mädchen mit.“

O, das war eine Freude! Elli schlug laut jubelnd die Hände zusammen und tanzte und sprang in der Stube umher. Und das konnte sie wohl, — denn wie schön war es nicht in Rosenberg beim Großpapa! — O, da war nicht nur ein prächtiges großes Haus mit schönen Zimmern, das die Bauern „das Schloß“ nannten; da war auch ein herrlicher Garten mit großen Obstbäumen, mit Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen und langen, grünen Erdbeerbeeten, der reizenden Blumen gar nicht zu gedenken, die in bunter Menge rings umher blühten. Und das nicht allein: da war auch hinter dem Hause ein großer, weiter Hof mit vielen Ställen voller Kühe und kleiner, niedlicher Kälber, die Elli's Hände leckten, wenn sie sie ihnen hinstreckte, und mit Schafen und schneeweißen Lämmern, die allerlei possierliche Sprünge machten und das Gras aus der Hand fraßen. — Da war ferner eine ganze Schaar Hühner mit einem feuergelben Hahn, der „kikeriki!“ schrie und dabei mit den Flügeln schlug, als sei er der Erste auf

dem Hofe — und doch waren die beiden großen Truthähne viel stattlicher, denn sie konnten ein Rad schlagen, daß man hätte glauben können, sie seien Pfauen. Vor denen hatte Elli früher rechte Furcht gehabt, aber jetzt war sie auch mit ihnen gut Freund, und sowie sie mit einem Stück Brot auf den Hof trat und „put! put!" rief, kamen sie angerannt und vergaßen vor lauter Freude ihr großes Rad zu schlagen. Nur ihr rothes Tuch durfte sie dabei nicht umbinden. Das konnten sie nicht vertragen, denn dann meinten sie, Elli wolle mit ihnen wetteifern und eben so schön sein wie sie — und augenblicklich bliesen sie ihren rothen Kamm auf und sträubten ihre Federn. Es waren so eingebildete Geschöpfe; doch es waren ja auch eben nur Truthähne, und so mußte man ihnen verzeihen. Das that auch Elli. Aber lieber waren ihr doch die gutmüthigen Enten, die immer so närrisch mit dem Kopfe nickten und dienerten, und vor allen die Täubchen, die sich schnäbelten und „kurr! kurr!" sagten und die Gerste von ihrem Schooße pickten.

Das Alles war in Rosenberg beim Großpapa und noch viel mehr, was man hier gar nicht Alles erzählen kann. War es da nicht natürlich, daß Elli vor Freude

tanzte, als ihr der Papa erzählte, sie sollte morgen dorthin fahren? Ja, das war ihr nicht zu verdenken, und darum tanzte und sprang sie, bis sie ganz außer Athem war.

Dann aber lief sie zur Mutter, um ihr zu helfen, denn es gab Manches zu thun bis morgen; es mußten Kleider, Kragen u. dergl. eingepackt werden, denn sie wollten einige Tage dort bleiben, und außerdem mußte ein Kranz gewunden werden für den Großpapa. Das war aber Alles so angenehme Arbeit, daß man bald damit fertig wurde.

Am andern Morgen um sechs Uhr fuhr der Wagen vor, der sie nach Rosenberg tragen sollte. Das war recht früh, aber Elli stand doch schon seit einer halben Stunde bereit. Es war ihr heut nicht schwer geworden aufzustehen. Sie hatte ihr neues weißes Kleid angezogen und den blauen Gürtel umgebunden; aber doch that es ihr leid, daß sie ihren goldenen Schmuck nicht schon hatte. Sie konnte es nicht lassen, sich vorzustellen, was der Großpapa und Onkel Wilhelm und Tante Rosa gesagt haben würden, wenn sie so schön geschmückt angekommen wäre.

Ihre Sparbüchse mit den fünf Thalern aber packte

sie ein. Sie mußte doch dem Großvater zeigen, wie fleißig und sparsam sie gewesen.

Nun saßen sie Alle im Wagen, und dahin rollte er, immer die Chaussee entlang. O was das für ein Vergnügen war, die Bäume und Kornfelder an sich vorüberfliegen zu sehen und zu wissen, daß man mit jeder Minute dem lieben Rosenberg näher kam! Elli wurde die Zeit gar nicht lang, obgleich es mehrere Meilen waren, die sie zu fahren hatten, und ehe sie sich's versah, da tauchte schon der alte spitze, wohlbekannte Kirchthurm des Dörfchens vor ihr auf. Nun kamen auch bald die ersten kleinen Tagelöhnerhäuser zum Vorschein mit den grünen, moosbewachsenen Dächern und den kleinen Ziegenställen an der Seite.

Es waren elende Hütten, aber für das kleine Mädchen waren sie immer ein gar freudiger Anblick gewesen, denn sie wußte, nach ihnen kam bald das Schloß. Wie ärmlich und eng sie seien, und wie traurig es den armen Menschen gehen möchte, die darin wohnten, daran hatte sie bisher noch niemals gedacht. Jetzt kam ihr zum ersten Mal dieser Gedanke, und ein Seufzer schlich sich aus ihrer kleinen Brust. Aber — sie rollten so schnell vorüber, und nun trat das statt-

liche weiße Haus des Großpapa's zwischen den grünen Bäumen hervor.

Wie herrlich es anzuschauen war! Ja, man konnte es recht gut ein Schloß nennen. Elli klatschte in die Hände. Noch fünf Minuten und sie waren im Hofe, und Onkel Wilhelm kam herausgesprungen und Tante Rosa hinterher. Das war eine Freude und ein Jubel! Die Enten schnatterten, die Puter kollerten, die Tauben kurrten, und der Hahn schrie ein Mal über das andere „kikeriki!"

Am meisten aber freute sich Hallo, der Kettenhund. Er heulte förmlich und sprang hoch in die Höhe, so daß Elli durchaus zuerst zu ihm laufen mußte, um ihn zu streicheln, — und dann der kleine Jack! Fast hätten wir den kleinen Jack vergessen, und das wäre doch gewiß Unrecht gewesen, denn er war Tante Rosa's Liebling und einmal der schönste Hund auf der ganzen Welt gewesen. Nun war er freilich etwas heruntergekommen, denn er war alt, und darum war sein schwarzes Fell grau geworden und seine klaren Augen trübe und sein kleiner Schwanz kahl; aber doch sah er noch immer recht nett aus und hatte besonders etwas so Vornehmes in seinem Wesen. War er doch

auch in Staatszimmern aufgewachsen und mit Wurst und Braten gefüttert. Er stand jetzt ganz beleidigt da, als Elli zuerst auf den ungestümen Kettenhund zustürzte, dann aber stieß er ein langes Geheul aus und zupfte an ihrem Kleide, um sich auch bemerkbar zu machen.

Versteht sich, daß ihm Elli sein richtiges Theil Liebkosungen zukommen ließ. Dann aber eilte sie zum lieben Großpapa. Dieser saß in seinem Lehnstuhle, denn er war so alt und so schwach, daß er nicht mehr gut gehen konnte. Wie froh sah er aber trotzdem aus! Und als Elli nun ihren schönen Blumenkranz holte, den sie ihm mit einem niedlichen Verschen überreichte, da liefen ihm wirklich die hellen Freudenthränen über die Wangen.

Ja, es war ein fröhlicher Tag.

Zu Mittag kamen noch viele Gäste, denn es war eine große Gesellschaft geladen, und dann ging es zu Tisch. Hier wurde es indeß unserm kleinen Mädchen bald sehr langweilig, denn von den schönen Sachen hatte sie gar bald genug gegessen, und es dauerte gar zu lange — mehrere Stunden. Das ist nichts für kleine Kinder. Tante Rosa winkte ihr daher, sie möchte

nur aufstehen und hinauslaufen, um sich zu vergnügen, wie es ihr gefiele.

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Bald war sie auf dem Hofe, und der alte Verwalter mußte mit ihr in die Kälber- und Schafställe gehen. O, das war eine rechte Lust! Sie fütterte auch das Federvieh und besah die reizenden kleinen Hühnerküken, die eben erst aus dem Ei gekrochen waren und die darum noch in einem Käsekorbe in der Leutestube standen, aber schon so niedlich piepen und die Hirsekörner aufpicken konnten, die Elli ihnen auf den Tisch streute. Ueberall hin begleitete sie dabei der kleine Jack, und zwar auf drei Beinen wandernd, was er immer that, wenn er recht bei Laune war.

Als sie nun endlich mit Allem durch war, ging sie in den Garten. Die Johannis- und Stachelbeeren waren aber leider noch nicht reif, und so wurde sie auch hier bald fertig mit dem Beschauen.

„Hätte ich nur Clärchen bei mir!“ dachte sie, „wie schön wollten wir spielen!“

Aber nun war sie ganz allein, denn Jack konnte doch nicht auf lange Zeit einen Spielkameraden abgeben. Wenn er sein rechtes Pfötchen gegeben und

auf den Hinterbeinen gestanden hatte, so waren alle seine Künste zu Ende, und überdies war er schon etwas zu alt, um noch so recht spielen und springen zu können.

So saß sie nun auf der Bank, die an der kleinen Fliederhecke stand, und schaute hinüber auf den Kirchhof, der an den Garten grenzte. Die alte Kirche mit dem spitzen Thurm, den sie schon von Weitem gesehen hatte, stand recht ehrwürdig da und blickte sie an mit ihren langen, schmalen Fenstern. Rings umher wuchs langes, grünes Gras mit gelben Butterblumen dazwischen, und auf einem der halb eingesunkenen Gräber saß ein kleines Mädchen.

Es mochte wohl so alt sein wie Elli, aber es war gar sehr verschieden von ihr, denn es hatte ein kleines, sonnverbranntes Gesicht und flachsgelbes Haar, das in eine kleine Kappe gesteckt war. Außerdem trug es nur ein Hemdchen und ein grobes Röckchen; der Hals, die Arme und die kleinen braunen Beine waren ganz nackt. Trotzdem aber sah sie recht niedlich aus. Gar eifrig strickte sie an einem großen, weiten Strumpf und blickte nur zuweilen auf, um nach einer Ziege zu sehen, die nicht weit von ihr an einen Pfahl gebunden war und sich das kräftige Gras trefflich schmecken ließ

„Das ist gut", dachte Elli, „da kann ich eine Spielkameradin bekommen!" — und schnell öffnete sie die Pforte und trat hinaus. Das kleine Bauermädchen merkte gar nicht, daß sie kam, bis sie dicht vor ihr stand und „guten Tag" sagte. Da aber sprang sie schnell auf und wurde über und über roth. „Wie heißt Du denn?" fragte Elli.

Die Kleine blickte immer noch ein bischen verlegen drein, aber doch faßte sie sich ein Herz und antwortete: „ich heiße Mieke."

„Und ich heiße Elli. — Willst Du mit mir spielen? — Komm, wir wollen im Garten umherlaufen, ich bin so ganz allein!"

Aber das kleine Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Zeit zum Spielen", sagte sie ernsthaft, „ich muß stricken"; und dabei nahm sie schnell den großen Strumpf wieder zur Hand.

„Ach so", erwiederte Elli und nickte ihr zu, denn sie glaubte sie wohl zu verstehen, „es kommt wohl bald ein Sechser oder ein Groschen in Deinem Knäul, und den möchtest Du erst herausstricken?"

Mieke sah verwundert auf. „Nein", sagte sie, „es

sitzen keine Sechser oder Groschen in meinem Knäul — ich weiß nicht, was Du meinst."

„O, wickelt Dir Deine Mutter nicht etwas zwischen das Garn, damit Du um so fleißiger bist?"

„Nein, wie kannst Du so etwas denken? Mutter hat selber keinen Sechser, und wenn sie einen hat, so kauft sie Brod dafür."

„So seid Ihr wohl sehr arm?" fragte Elli theilnehmend.

„Arm?" wiederholte Mieke, als ob sie darüber erst jetzt nachdächte, „nein, das glaube ich nicht. Wir wohnen nicht im Armenhause, wir haben ein ganzes halbes Haus als Eigenthum. Siehst Du da" — sie zeigte auf eine Reihe kleiner Strohhütten, — „das letzte Haus? davon gehört uns die Seite, die so hübsch roth angestrichen ist."

„O, darin wohnst Du?" fragte Elli. „Ich wohne in der Stadt in einem großen Hause, das hat noch dreimal so hohe Fenster als Eures, und die glänzen so hell wie Spiegel. Das solltest Du sehen!"

„Ja", antwortete Mieke freundlich mit dem Kopfe nickend, „ich weiß wohl! Ich bin auch schon einmal in der Stadt gewesen und habe die großen Häuser mit

den hellen Fenstern gesehen. Das war im vorigen Sommer, als Christian und ich so viel Erdbeeren im Walde gepflückt hatten. Wir banden sie in kleine Bündel und trugen sie zu den vornehmen Leuten nach der Stadt. Und was meinst Du wohl, daß wir eingenommen haben? O, vier gute Groschen!"

„Das ist eine schöne Summe!" erwiederte Elli, denn sie wußte, was Geld zu bedeuten hat.

„Ja freilich!" fuhr Mieke ganz aufgeräumt fort. „Wie freute sich aber auch die Mutter, als wir es ihr brachten! Sie wußte nämlich vorher gar nichts davon. »Wenn nur der Vater das noch hätte sehen können!« sagte sie."

„Hast Du denn keinen Vater mehr?"

„O, freilich habe ich einen Vater! er ist nur nicht mehr hier. Vor vier Jahren ist er gestorben. Das ist sein Grab, dort mit dem schwarzen Kreuz! aber er liegt nicht darin, sondern ein Engel ist gekommen und hat ihn in den Himmel getragen, und da ist er nun beim lieben Gott und freut sich auf den Tag, wo der Engel kommt und auch uns holt. Das Alles hat mir die Mutter oft erzählt, wenn sie des Sonntags mit ihrem Strickzeuge auf seinem Grabe sitzt und mir die

Grete hüten hilft." — Mieke hatte dies Letzte leise und mit wichtiger Miene gesprochen, als ob sie Elli ein wundervolles Geheimniß mittheilte.

Aber Elli seufzte und schüttelte den Kopf. „Es ist doch besser, wenn man seinen Vater noch auf der Erde hat", sagte sie. „Und ich habe nicht nur einen Vater, ich habe auch einen Großvater und eine Mutter und einen Onkel Wilhelm und eine Tante Rosa und noch viel mehr Onkel und Tanten, die ich gar nicht alle herzählen kann!"

„O, eine Mutter habe ich auch!" rief Mieke eifrig, „und eine Muhme, die mir ein wunderschönes rothes Tuch geschenkt hat, und eine Schwester Miene und einen Bruder Christian! — und dann haben wir die Grete!"

Das sagte sie mit so stolzem Blicke, indem sie ihre Arme um den langhaarigen Hals der Ziege schlang, daß Elli ganz eifrig wurde.

„Deine Grete mag etwas taugen", erwiederte sie, „aber mein Großvater hat dafür Kälber und Lämmer und Enten und Hühner und zwei große Truthähne, die ein Rad schlagen können, und einen Hallo und einen Jack!"

„Ach, das ist Alles nichts gegen unsere Grete!" rief die Kleine, ihre Ziege zärtlich streichelnd. „Weißt Du, wie viel Milch sie alle Tage giebt? — Solchen Topf voll! Davon kochen wir Suppe und trinken Kaffee, und Mutter sagt oft genug: »die Grete ernährt uns«, und: »wenn wir die Grete nicht hätten, so wüßt' ich nicht, was wir anfangen sollten!«"

„Aber sieh doch nur mein schönes Kleid an!" rief Elli, da sie nichts weiter anzuführen wußte, „das ist mehr werth, als Du Dir denken kannst."

„Ja, das ist schön!" sprach die Kleine, jetzt von ihrer Grete zurückkehrend und ehrfurchtsvoll, doch ohne den mindesten Neid das feine Zeug berührend.

„Hast Du denn kein andres Zeug, als das, was Du anhast?" fragte Elli.

„O doch, ich habe das neue rothe Tuch von der Muhme!"

Und ich habe einen ganzen Schrank voll schöner Sachen, Du solltest nur sehen! — und dann —" und nun blitzten Elli's Augen vor Freude, „und dann — ja, wenn Du wüßtest, was ich nächstens noch haben werde!"

„Was denn?"

Elli lächelte. „Ja, denke Dir: einen goldenen Schmuck! — Du weißt gewiß gar nicht, was das ist? — Es ist eigentlich eine Halskette."

„O, die kenne ich wohl!" rief Mieke, und ihre Augen fingen ebenfalls an zu glänzen. „Ich habe selber einmal eine gehabt. Es war eine Perlenschnur, drei Reihen zusammen. Sie glänzten ganz dunkelgelb und hatten vorn ein kleines blankes Schloß."

„Nein, nein, mein Schmuck ist doch anders! Denke Dir blos das Eine: er liegt in einem rothen Saffiankästchen mit weißem Atlas gefüttert!"

„Ja, der muß wirklich schön sein!" erwiederte Mieke, abermals ganz ehrfurchtsvoll zu unserer kleinen Elli aufblickend. „Nein, so schön waren meine Perlen freilich nicht. Aber schön waren sie auch, das kannst Du mir glauben! Wenn ich sie umhatte, riefen alle Leute: Herr Jemine, Mieke, wie schön siehst Du aus!"

„Wo hast Du sie denn gelassen?"

„Ja, das will ich Dir erzählen, und Du kannst daraus sehen, wie kostbar sie sein mußten. Es war im Winter, da war die Mutter so krank. Sie lag im Bette sechs lange Wochen und konnte nicht wieder gesund werden. Miene wollte den Doctor holen, aber

sie wollte es nicht leiden; sie sagte, wir hätten nichts, um ihn zu bezahlen, und anders käme er nicht. Siehst Du, und da — wie wir nun Alle eines Tages so traurig waren und so viel geweint hatten — da fiel mir etwas ein. Ich lief ganz allein zum Doctor, denn obgleich ich mich sonst immer recht vor ihm fürchtete, so war ich doch so bange um unser Mutterchen, daß ich jetzt gar nicht daran dachte. — Ich ging zu ihm in seine Stube und brachte ihm meine schönen Perlen und bat ihn, er möchte dafür zu unserer Mutter kommen!"

„O, nahm er sie denn?" fragte Elli, und die Thränen stiegen ihr in die Augen.

„Ja, warum nicht? Es waren ja so schöne Perlen! Er nahm sie in seine Hand und sah recht freundlich aus. Man konnte sehen, daß sie ihm gut gefielen! Und dann gab er mir die Hand und war so gut zu mir, daß ich mich recht schämte, früher so viel Furcht vor ihm gehabt zu haben. Darauf legte er die Perlen in seinen Schrank und sagte, er wollte sie aufheben, so lange er lebe, und ging gleich mit mir zur Mutter. Er brachte ihr Medicin und gab uns auch Geld, daß wir ihr Essen kaufen konnten, und es dauerte nicht

lange, so war sie wieder gesund. — Das war doch wohl noch besser, als meine Perlen?"

Die Kleine hatte mit glänzenden Augen und hellen rothen Wangen geredet. Es spielte jetzt ein so glückseliges Lächeln um ihren Mund und ihr ganzes freundliches Gesichtchen strahlte so verklärt, daß Elli sie mit Bewunderung betrachtete. Dabei wurde ihr ganz eigenthümlich zu Muthe. Thränen drängten sich mit Gewalt in ihre Augen, und plötzlich dämmerte es in ihrer Seele, als begriffe sie, was die Mutter letzt mit dem schönsten Schmuck gemeint haben könnte.

„Was machst Du denn?" fragte das kleine Bauermädchen, als sie den Kopf gesenkt hielt und gar nicht antwortete.

„Nichts!" antwortete Elli, sie freundlich ansehend, „ich möchte nur, ich könnte öfter bei Dir sein. Ich wollte, wir könnten zusammen spielen."

„Das wird wohl leider gar nicht angehen, — ich muß so fleißig stricken; — aber komm doch morgen wieder hierher! Ich bin wieder auf dem Kirchhof mit meiner Grete."

„Ja, das will ich!" rief Elli froh; „und dann bring' ich Dir die Düte Bonbons mit, die mir der

Onkel Wilhelm heute geschenkt hat, und meine Sparbüchse will ich Dir zeigen mit dem dicken, grünen Bauche und den goldenen Buchstaben darauf. Aber jetzt muß ich wieder nach Hause laufen, sonst sucht mich die Mama und denkt, ich bin fortgekommen, wenn sie mich nicht findet. Adieu!"

„Adieu!" nickte Mieke und gab ihr freundlich die Hand.

Elli lief in das Haus zurück. Die Gesellschaft war nun endlich auch vom Tisch aufgestanden, und Onkel Wilhelm rief seine kleine Nichte zu sich, um ein Wenig mit ihr zu schäkern. Der Tag verging schnell und vergnügt, aber doch war Elli nachdenklicher als sonst. Sie konnte das kleine Bauermädchen nicht vergessen, das in seinem schlechten Röckchen so froh und zufrieden gewesen war mit dem, was sie hatte. Und das war so wenig, so gar wenig, wenn Elli ihren Reichthum dagegen betrachtete. Fortwährend mußte sie daran denken, und als die Mutter sie am Abend zu Bett brachte, fragte sie plötzlich: „Liebe Mama, sage mir, hat denn der liebe Gott mich wohl lieber als die kleinen barfüßigen Tagelöhnermädchen hier?"

„Dich lieber?" antwortete die Mutter, sie ernst ansehend. „Mein Kind, Gott behüte Dich vor solchen

hochmüthigen Gedanken! Sie sind so gut seine Kinder als Du und ihm eben so theuer."

„Ja, Mama, aber warum hat er dann mir so viel gegeben und der kleinen Mieke, die auf dem Kirchhof ihre Ziege hütet, so wenig? — Denke Dir, liebe Mama, sie hat nur ein Röckchen, und das ist auch schon so schlecht, und keinen Vater mehr auf der Erde. Und ich habe nicht nur einen Vater, sondern auch einen Großvater und bin so reich. Warum giebt denn der liebe Gott dem Einen so viel und dem Andern so wenig, wenn er uns Alle gleich lieb hat?"

Die Mutter nahm ihr Kind auf den Schooß und blickte ihm in das kleine ernsthafte Gesicht. „Weißt Du noch", sprach sie, „was ich Dir sagte, warum der liebe Gott die Menschen auf die Erde setzte?"

„Ja, damit sie gut würden, um desto besser zu den Engeln zu passen, mit denen sie im Himmel wohnen sollen!"

„Nun wohl! Damit sie nun aber gut und immer besser werden könnten, mußte er ihnen Gelegenheit dazu geben. Das ist mit ein Grund, warum er Alles so ungleich unter seine Menschenkinder ausgetheilt hat. Er gab Manchen wenig, damit sie sich übten in Ge-

duld und gottseliger Genügsamkeit, damit sie stark würden in frommem Gottvertrauen und damit sie die Liebe lernten, die zu den Reicherbeschenkten aufblickt ohne Neid; — und er gab Andern viel Geld und Gut, damit sie Barmherzigkeit üben und freundlich ihren armen Geschwistern ihr schweres Loos erleichtern möchten. Einst im Himmel wird er Rechenschaft von ihnen fordern. Er wird sie fragen über jeden Groschen: wie habt Ihr ihn verwendet? — und wehe dann denen, die die Augen niederschlagen und bekennen müssen: ich habe für mich und mein Vergnügen mehr verwendet, als ich sollte und durfte. Vor nichts müssen sich aber diese Reicherbeschenkten mehr hüten, als vor dem hochmüthigen Gedanken, sie hätten darum mehr erhalten, weil Gott sie lieber habe. — Wohl hat der liebe Gott auch seine Lieblinge unter den Menschen, nämlich die, die ihm am treuesten sind; aber es sind nicht irdische Güter, mit denen er sie zum Zeichen seiner Huld beschenkt. Sieh, sein liebstes und treuestes Kind, sein eingeborener Sohn Jesus Christus, war so arm, daß er selbst von sich sagt: »die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein

Haupt hinlege.« — O nein, es ist etwas Anderes, etwas viel, viel Schöneres als irdisches Gut, was Gott seinen Lieblingen bescheert: es ist die Freudigkeit des Herzens. — Daher kommt es, daß Mancher in Gold und Seide einhergeht und doch ein mürrisches und unzufriedenes Gesicht hat, und Mancher, der nichts hat als seinen groben Kittel und sein Stück schwarzes Brod, so freundlich lächelt, als wäre die Welt sein. Und die Welt ist sein, — denn er trägt in seinem Herzen den Frieden Gottes, der mehr werth ist denn alle Schätze der Welt."

Elli blickte ihre Mutter an; sie verstand sie. „Ja", sprach sie, „dann ist die kleine Mieke ein Liebling Gottes. Sie ist so arm und sah doch so fröhlich aus, wie Du gar nicht glauben kannst. Darf ich wohl morgen wieder zu ihr gehen?"

„Das darfst Du!" Und nun küßte sie die Mutter zum „gute Nacht" und ließ sie allein.

Aber Elli blieb noch lange wach. Immer lebhafter trat das Bild des kleinen, sonnverbrannten Mädchens mit den gelben Haaren ihr vor die Seele in dem Augenblick, wo sie die Geschichte von ihren Perlen erzählt und so niedlich, so wunderbar schön ausgesehen

hatte, obgleich sie keinen Schmuck und keine schönen Kleider anhatte. Dann faltete sie die Hände und bat den lieben Gott, er möchte ihr zeigen, wie sie es anzufangen habe, um so recht sein Liebling zu werden, und darüber schlief sie endlich ein.

Am andern Tage vergaß sie nicht, sobald sie konnte, wieder nach dem Kirchhof zu eilen, und zwar, wie sie versprochen, mit der grünen Sparbüchse und der Bonbon-Düte in der Tasche.

Fröhlich hüpfte sie durch die Pforte — aber o! kein kleines Mädchen saß auf dem eingesunkenen Grabhügel, und keine Ziege weidete daneben! Sie lief rings um die Kirche herum und rief ihren Namen, aber Niemand ließ sich sehen und hören. Nun setzte sie sich nieder und meinte, sie käme vielleicht noch. Doch vergeblich wartete sie wohl eine halbe Stunde.

„Ich weiß ja, wo sie wohnt", dachte sie endlich, „ich will zu ihr gehen und sehen, wo sie bleibt." — Sie wanderte also auf das kleine Häuschen zu, das ihr Mieke gestern gezeigt hatte. Zur Hälfte war es gelb und zur Hälfte roth. „In der rothen Hälfte wohnt sie!" sprach sie und faßte an die kleine räucherige Thür. — Da hörte sie einen leisen, schmerzlichen Ton

von Innen heraus. Sie horchte. Er wiederholte sich und sie konnte zuletzt deutlich hören, wie Jemand schluchzte. Mehrere Stimmen sprachen dazwischen, aber was? das konnte sie nicht verstehen. Es wurde ihr so bange. Wenn dem armen kleinen Mädchen ein Unglück zugestoßen wäre?! — Schnell öffnete sie die Thür und stand in der kleinen, dunklen Stube, ehe sie selber wußte wie. — O, welch ein trauriger Anblick war das! — Da lag die Grete, die gestern noch so fröhlich das frische Gras geschmaust hatte, mitten auf der Erde und streckte die vier Füße von sich. Um sie herum standen eine alte Frau und zwei Kinder mit gefalteten Händen und gesenkten Köpfen, und neben ihr auf der Erde saß die kleine Mieke, den matten Kopf der Ziege mit dem langen weißen Barte auf dem Schooße und schluchzend ihren langhaarigen Hals streichelnd. Alle waren so sehr mit dem armen Thiere beschäftigt, daß Keiner die Ankunft unserer kleinen Elli bemerkte. — Jetzt zuckte die arme Grete mit den Gliedern und stieß einen leisen Klagelaut aus. „O, sie lebt noch!" rief Mieke, „sie lebt noch! Hast Du gesehen, Mutter?" Aber die Frau schüttelte den Kopf: „Das war ihr letztes Zucken — da, noch einmal —

und nun ist sie todt!" — Ja, sie war wirklich todt. Schlaff streckte sie die Glieder von sich. Es war aus mit ihr.

„Ach, Grete, Grete!" rief Mieke außer sich, „mache doch nur Deine Augen noch einmal auf — bist Du denn nun ganz todt?!"

„Ganz todt?" stimmte der etwas ältere Knabe in ihr Wehklagen ein. „Ach, nun kann ich ihr ja nie mehr Gras holen und keine Fliederzweige mehr, die sie immer so gern fraß."

„Nun giebt sie uns keine Milch mehr!" sprach das größere Mädchen, leise weinend ihre Schürze vor die Augen haltend. „Nun kann ich der Mutter keine guten Suppen mehr kochen, wenn sie nach Hause kommt und sich müde gearbeitet hat."

Auch die Mutter seufzte tief und trocknete zwei bittere Thränen, die ihr über die gebräunten Wangen liefen. „Es ist ein harter Schlag", sprach sie traurig; „aber haben wir nicht schon schwerere ertragen? — Ich habe Euren Vater verloren und bin doch nicht verzagt, denn der liebe Gott ist mir nah geblieben. Er hilft uns auch über dies hinweg, verlaßt Euch auf ihn." — Die arme Frau suchte sowohl sich, wie ihre Kinder zu

trösten, aber der Schmerz war zu frisch, noch wollte es ihr nicht gelingen. Die Kinder schluchzten nur um so heftiger, und auch sie konnte es nicht lassen, ihr Gesicht mit der Schürze zu bedecken und bitterlich zu weinen.

Da konnte sich Elli auch nicht länger halten. Sie warf sich ebenfalls neben der todten Grete nieder und schluchzte wie die Andern. Nun erst bemerkten diese, daß sie nicht allein waren. Ein augenblickliches Still-schweigen trat ein, und die Mutter wie die beiden ältesten Kinder blickten erstaunt auf das fremde kleine Fräulein. Mieke aber, die sie wohl kannte, streckte ihr die Hände entgegen, indem sie laut weinend rief: „O sieh, sieh! nun bin ich wirklich recht arm — nun ist unsere Grete todt!"

„Aber wie ist denn das gekommen?" fragte Elli schluchzend.

„O, Sie liebes, gutes Kind!" rief die Mutter, „daß Sie Sich unser Unglück so zu Herzen nehmen! Gott segne Sie dafür! Sie sind gewiß das kleine, freundliche Mädchen, von dem uns Mieke gestern erzählte."

„Ja, das bin ich — aber sagt mir doch, wovon

ist denn die arme Grete so schnell krank geworden, sie war doch gestern noch so gesund?"

„Sie muß wohl ein giftiges Kraut gefressen haben", erwiederte die Frau mit einem kummervollen Blick auf das todte Thier. „Als ich heute Morgen nach dem Stalle kam, lag sie auf der Erde und mäckerte ganz jämmerlich. Wir haben Alles gethan, was wir konnten, aber der liebe Gott wollte sie uns nehmen, und da hilft nichts als Ergebung. Er wird uns nicht verlassen, sondern uns durchhelfen auch ohne unsere Grete. — Obgleich es viel schwerer gehen wird", setzte sie seufzend hinzu.

Elli seufzte auch und blickte traurig die arme kummervolle Familie an. Sie fühlte ihren Schmerz so lebhaft in ihrem Herzen. Da fiel ihr plötzlich ein, was die Mutter ihr gestern Abend gesagt hatte, und es fiel ihr ein, wie sie den lieben Gott gebeten hatte, ihr zu zeigen, wie sie so recht sein Liebling werden könnte — und dann trat das Bild der kleinen Mieke lebhaft vor ihre Seele, wie sie, sonnverbrannt und schmucklos, doch so lieblich, so schön ausgesehen hatte, als sie die Geschichte von ihren Perlen erzählte, — und wieder dachte sie daran, was die Mutter ihr von dem schönsten

Schmuck gesagt hatte — und nun verstand sie Alles ganz genau.

Plötzlich ihre Thränen trocknend, sprang sie auf, nickte der kleinen Mieke freundlich lächelnd zu und lief so schnell hinaus, daß die armen Leute ihr ganz verwundert nachblickten. Sie eilte zu ihrer Mutter, die sie ganz allein in der Stube traf. „Liebe Mama", sprach sie, fest und zärtlich sich an sie schmiegend und mit feuchten Blicken zu ihr aufschauend.

„Was willst Du denn, mein kleines Mädchen?"

„Mama, ich weiß, was Du mit dem schönsten Schmuck meintest!"

Zärtlich strich die Mutter die braunen Locken aus dem heißen Gesichtchen des Kindes und fragte bewegt: „Weißt Du es wirklich?"

„Ja, ich weiß es, und ich möchte ihn mir kaufen!" Sie zog schnell ihre Sparbüchse aus der Tasche und reichte sie der Mutter hin.

„Und wie willst Du ihn Dir denn kaufen?"

Elli schlang ihre Arme um den Hals ihrer Mutter und flüsterte leise: „Der kleinen Mieke ist ihre Grete gestorben, ich möchte ihr eine andere schenken."

Zwei Thränen rannen über die Wangen der Mutt-

aber es waren die glücklichsten, die jemals über Elli geweint worden waren.

*　*
*

Eben hatte die arme Frau mit ihren traurigen Kindern der todten Grete die letzte Liebe erwiesen, sie hatten ihr ein Grab gemacht und sie, mit Mohn- und Ringelblumen geschmückt, hineingelegt. Auch einen Fliederbusch hatte Christian auf ihren Hügel gepflanzt, denn den hatte sie im Leben am meisten geliebt. Nun war Alles vorbei, und die betrübte Familie saß wieder in dem kleinen Zimmer, Jeder mit seinen traurigen Gedanken in einem Winkel. Da hörten sie plötzlich vor der Thüre einen ganz wunderlichen Ton. Alle horchten und Mieke sprang auf.

„Ach, wenn die arme Grete nicht eben begraben wäre, so dächt' ich, sie wäre da draußen!" rief Christian. Da wiederholte sich der Ton und diesmal ganz deutlich: Mähehä! Ja, es war die Grete!

„Die Grete! die Grete!" rief Mieke und stürzte nach der Thür.

In demselben Augenblick ging diese aber schon auf und — ja, ja, es war keine Täuschung: die Grete kam herein stolzirt, gesund und kräftig, mit straffem Euter —

und das nicht allein — um ihren Hals hatte sie einen schönen Blumenkranz, an dem eine große bunte Düte hing. „Mähehä!“ rief sie noch einmal und blickte sich vergnüglich im Zimmer um.

Nun stürzten Mieke und Christian, ganz außer sich vor Freude, auf sie zu und bedeckten sie mit Liebkosungen. Aber die Mutter machte ein bedenkliches Gesicht. War denn die Ziege auch wirklich ihr eigen, und wo kam sie her? — Da entdeckten die Kinder einen kleinen Zettel, der ebenfalls an den Hals der Ziege befestigt war. Mit großen Buchstaben stand darauf:

„Fraget nicht, wer mich gesandt,
Laßt mich freundlich ein,
Denn ich will von heute an
Eure Grete sein.
Und wenn Ihr mir Liebes thut
Und mich füttert treu und gut,
Gebe ich Euch spät und früh
Milch so schön und frisch wie sie.“

Nun war es also kein Zweifel mehr, die Ziege war ihr Eigen. O, wie jubelten die Kinder, und wie froh und dankbar blickte die Mutter zum Himmel auf! Wer war glücklicher als die arme Familie in diesem

Augenblick? — Ja, es gab Jemand, der noch glücklicher war — und das war unsre kleine Elli. Mit klopfendem Herzen stand sie draußen vor dem Fenster und horchte, während helle Freudenthränen ihr in den Augen standen. Sie hatte sich statt des goldenen Schmuckes eine beseligende Freude in das Herz gekauft.

Das weiße Kleid.

„Heute ist Feiertag", sagte Clärchen, als sie am Pfingstmorgen erwachte, „heute ziehe ich mein neues weißes Kleid an." „Mutterchen", begann das Kind nach einer Weile wieder, „was ist ein Gottestag, ein Feiertag des Herrn?"

„Eigentlich", antwortete die Mutter, „sind alle Tage Gottestage, denn Gott hat sie alle gemacht, und immer, wenn er am Morgen die Sonne von Neuem aufgehen läßt über die grünen Bäume und über die grünen Wiesen, und neue Blumen aufblühen läßt und den Vöglein neue Lieder giebt, daß sie sie singen zu seinem Preise, so ist das ein Feiertag des Herrn, denn eine schöne herrliche Feier ist in der ganzen Natur. Für Dich muß noch jeder Tag ein Feiertag des Herrn sein, denn Du hast noch nichts zu thun, als Dich der lieben Sonne zu freuen, auf die Blumen zu schauen und den Vöglein zu lauschen. Doch sieh, da giebt es viele Menschen, die sehr viel zu sorgen und zu arbeiten

haben für des Leibes Nahrung und Nothdurft. Sie graben und säen, hacken und harken auf dem Felde — Du hast das ja oft gesehen — und der irdische Körper, den sie erhalten sollen und wollen, nimmt sie ganz in Anspruch, denn es gehört viel dazu. Sie kämen also vielleicht gar nicht dazu, des lieben Gottes in Ruhe und Freude zu gedenken, wenn er nicht weise und gütig den Sonntag eingesetzt hätte. So aber hat er gesprochen: „Sechs Tage sollt Ihr arbeiten und sorgen für das Irdische, doch der siebente Tag gehört mir!" Darum rufen des Sonntags Morgens die Glocken feierlich in die Kirche, und dann zieht Dein Vater seinen schwarzen Talar an und geht mit der Bibel auch in das Gotteshaus. Dort liest er vom lieben Heiland vor; er spricht dann auch über das Gelesene und erklärt, und so werden die Leute immer von Neuem an den lieben Gott erinnert. Wenn Du erst älter bist, sollst Du das Alles selber hören. Jetzt bist Du noch zu klein und kannst es nicht verstehen. — Doch nun weiter! Siehst Du, wenn die Kirche aus ist, und die Leute kehren mit einem frommen Herzen aus dem Gotteshause zurück, dann dürfen sie sich freuen, dürfen hinausgehen in die schöne Natur, die

Gott für sie so herrlich geschmückt hat, und an die zu denken sie die Woche über keine Zeit hatten."

„Aber, Mutterchen", sagte die Kleine, die aufmerksam zugehört hatte, „warum ist denn heute Pfingsten?"

„Das ist zur Erinnerung an eine große Gnade, die der liebe Gott vor vielen hundert Jahren seinen Menschenkindern erzeigt hat. Du wirst noch mehr davon hören, wenn Du älter bist und bei Deinem Vater in die Schule gehst. Jetzt sage ich Dir nur, — der liebe Gott sendete an diesem Tage zwölf heiligen Männern, den Jüngern unseres Heilandes, vom Himmel Weisheit und Verstand, daß sie uns Alles treu wiedererzählen konnten, was der liebe Heiland von Gott, unserm himmlischen Vater, und seinem heiligen Willen gelehrt hatte. Daher wissen wir nun, was wir thun müssen, um einst zum lieben Gott in den Himmel zu kommen, und darum feiern wir dieses Fest noch ganz besonders."

„Und darum ziehe ich nun auch mein weißes-Kleid an!" rief Clara jauchzend und klatschte in die Hände, denn die Mutter hatte sie während des Redens angekleidet und warf eben das zierlich gestickte Kleidchen über die kleinen Schultern.

Wie freute sich Clärchen darüber! — Aber nun gar die rothen Stiefel von der Tante Marie! — Nein, sie konnte sich nicht satt daran sehen. Die Hände hielt sie weit fortgestreckt, damit sie das Kleid gar nicht berührten, und mit den zierlichen Füßchen wagte sie kaum aufzutreten. „Mutter“, sprach sie, „nun bin ich eben so gut angezogen, wie Cousine Emma in der Stadt.“

„Ja, und Du hast noch den Vortheil, daß Du jetzt in den Garten gehen und Dir von schönen Blumen einen Kranz winden kannst, während Emma in einem hohen Hause sitzt und keinen Garten und keine Blumen hat und nur zum Fenster hinausschauen kann.“

„Ich will sie auch nicht mehr beneiden, Mütterchen“, antwortete Clärchen schmeichelnd, „doch horch! da läutet es schon! Nun ist's gewiß spät und die Kinder warten auf mich. Adieu, liebes Mütterchen, — ich darf doch hinausgehen?“

„Ja, Clärchen; doch noch eins: siehst Du, Du bist jetzt ganz rein angezogen; Du warst aber schon öfters im weißen Kleide und häufig war schon nach einigen Stunden alle Schönheit verschwunden. Du ttest Dich an die Erde gesetzt, Dich begossen oder

sonst etwas gethan, daß Du so schmutzig aussahst, wie die Straßenkinder."

„O, Mutter, heute mach' ich mich nicht schmutzig!" sagte Clärchen sehr ernsthaft.

„Ich glaube es Dir, mein Kind, doch ich erinnere Dich noch einmal daran. Spiele still und artig und erhalte Dein schönes Kleid ganz rein. Nachmittags bekommen wir Besuch und hast Du dann Löcher oder eine große Schmutzkante an Deinem Kleidchen, so mußt Du, wie Du da bist, zu den Gästen hinein, daß Dich Alles auslacht." Zärtlich schloß die Mutter ihr Kind in die Arme und küßte sie viele Mal. Die Kleine eilte hinaus. Auf dem Hausflur begegnete ihr Karoline, die Magd.

„O je!" rief diese, sie zurückhaltend, „laß Dich doch einmal beschauen! Wie gar zu schön bist Du denn heut? Ganz schneeweiß!"

„Ja", lächelte die Kleine, „nur die Schuhe sind roth. Sieh nur, die wunderschönen Stiefelchen von der Tante Marie!"

„Ja", nickte die Magd. „Aber", fuhr sie mit drohend erhobenem Finger fort, „wer sich nun nicht in Acht nimmt!"

„O Karoline!" rief Clara eifrig.

„Ja, ich weiß schon", unterbrach sie diese, „wie oft ich unser Clärchen am Morgen rein gesehen habe und am Abend sie doch kaum wiederkannte, so schmutzig hatte sie sich gemacht. — Denkst Du noch an die Johannisbeerflecke?"

„O, das war ja im vorigen Jahre", stotterte Clara. „Heut geschieht so etwas nicht!"

„Na, ich wollt's Dir auch nicht rathen!" sprach die Magd abermals drohend, „denn heute kämst Du nicht so gnädig davon wie damals, sondern Birkenhänschen würde hervorgeholt aus seiner Ecke. Ja, sieh mich nur nicht so groß an, ich habe es selbst gehört, wie die Mama es sagte. Also merke Dir's!"

Clara blieb einen Augenblick stehen, doch ihre Gespielinnen warteten, schnell lief sie den Hausflur entlang und eilte in den Garten.

Dort vor dem Gitter auf der Straße standen wirklich schon drei kleine Mädchen und schauten sehnsüchtig nach ihr aus. Es waren die Nachbarskinder, sie hatten sich Alle ebenfalls festlich angethan mit großen weißen Kragen, rothen Tüchern darüber und mächtigen weißen Taschentüchern, die sie in den Händen hielten nach festlicher Bauernsitte.

„Guste, Minna, Anna!“ rief Clara ihnen zu, „da bin ich, kommt doch herein!“

Eilig sprangen alle drei herbei und standen sogleich vor der Kleinen.

„Ach!“ riefen sie, „Clärchen, heut bist Du ja zu propre!“

„Ja“, antwortete Clara lächelnd, „ich muß mich aber auch in Acht nehmen. Das weiße Kleid bekommt so leicht Flecke. Und seht nur erst, meine Schuhe!“ — Sie hob einen Fuß in die Höhe, damit sie das rothe Stiefelchen besser betrachten könnten, und die Kinder beschauten und bewunderten es von allen Seiten.

„Doch nun“, sprach Clara, „nun wollen wir uns Kränze winden! Die Mutter hat's gesagt, und die schönsten Blumen, die wir finden, können wir uns dazu abpflücken. Dann giebt sie uns auch Mandeln und Rosinen und Zucker und Semmel, daß wir kochen können, und wir dürfen so fröhlich sein, wie wir irgend wollen.“

„Ja, ja!“ jauchzten die Kinder.

„Ich will mir Jasmin pflücken!“ rief Guste. „Und ich Flieder und Tulpen!“ sagte Minna. „Nein“, meinte Clara, „Ihr habt gewiß die kleinen Pfingst-

rosen noch nicht gesehen; die sind doch die schönsten!" — Geschäftig streckten nun Alle die Hände aus, um die gewünschten Blumen zu pflücken, und bald war jedes der rothwangigen Gesichtchen von einem frischen Blumenkranze umblüht. Nun ging es an das Kochen. Das war dann erst ein Hauptvergnügen; Clärchen holte ihren Küchenschrank mit dem niedlichen Geschirr und süße Mandeln, Zucker, Rosinen und gebackene Pflaumen. Davon wurden so wunderherrliche Speisen bereitet. — So spielten sie den ganzen Vormittag und mit solchem Eifer, daß die kleinen Bäckchen sämmtlich hochroth glühten. Dazwischen dachte aber Clara immer wieder an ihr weißes Kleid, und als die Mutter zum Essen rief, hatte sie wirklich noch keinen Fleck darin. — Die Kinder trennten sich jedoch nur von einander mit dem festen Versprechen, nach Mittag wieder zusammenzukommen und das schöne Spiel fortzusetzen.

Clärchen wurde von ihrer Mutter sehr gelobt wegen des rein gehaltenen Kleidchens und gern erlaubte sie ihr wieder in den Garten zu gehen. Hier spielten nun die Kinder noch eine ganze Stunde mit ihrer Küche, dann aber wollten sie etwas Anderes vornehmen. Sie sahen, wie vor dem Gartenzaune die jungen Leute in

ihrem Sonntagsstaate die Straßen auf und ab wandelten.

„Das wollen wir auch thun!“ meinten die Kleinen, und sogleich schlangen sie die Aermchen in einander und wanderten die Straße entlang, und die Leute, die vorüber kamen, lächelten und freuten sich. So gelangten sie bis an die letzte Häuserreihe, die führte an das Wasser und es war darum etwas feucht dort.

„Ich mache mich naß“, sprach Clärchen und wollte eilig wieder umkehren; da entdeckte Minna in einer Pfütze, die sich mitten auf der Straße gebildet hatte, eine Menge kleiner wunderlicher Thierchen und trat neugierig näher, um sie anzuschauen. Sie konnte es wohl wagen, denn sie hatte derbe Lederschuhe an. Guste und Anna folgten ihr, und alle drei bückten sich nieder, eins der kleinen flinken Geschöpfe zu greifen.

Es waren junge Frösche, ganz possierliche Thierchen, mit einem kleinen, runden Leib und einem sehr langen Schwanze, den sie keine Minute stille hielten, um fortwährend damit umher zu steuern. Greifen ließen sie sich aber nicht, so viel die Kinder auch unter lautem Jubel und Geschrei danach haschten.

„Ach, ich möchte sie auch so gern sehen!“ rief Clara.

„So komm doch!“ antworteten die Andern, „es ist gewiß nicht naß; schau doch nur, wo Anna steht, gar nicht! Du kannst es dreist wagen.“

Clara ließ sich überreden, trat hinzu und schlug vor Vergnügen über die kleinen Geschöpfe die Hände zusammen. „Ja, wenn man nur eins fangen könnte!“ rief sie und ging, indem sie sich niederbückte, wieder einen Schritt vor. — Patsch! da schlug das Schmutzwasser über ihrem rothen Schuh zusammen.

„O weh!“ schrie sie laut und entsetzt auf und sprang blitzschnell zurück, „was fange ich nun an?“

Alle Kinder folgten ihr und sahen fast eben so erschrocken als sie stumm und starr auf den nassen Schuh.

„O“, sprach endlich Minna — sie war die Aelteste — „ich weiß schon, was Du machen sollst: ziehe den Schuh für ein Weilchen aus, wir waschen und trocknen ihn schnell an der Sonne; den Augenblick kannst Du wohl auf dem Strumpfe gehen, oder noch besser: Du ziehst Dich ganz barfuß aus, und wir Alle mit. Dann stecken wir uns die Kleider auf und treten hinein in den Pfuhl, so fangen wir gewiß ein Thierchen.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall; Minna nahm Clärchens Schuh, ging an einen Brunnen, der

nicht weit davon stand, und während Auguste und Anna pumpten, wusch sie herzhaft darauf los.

„So!“ sprach sie nach einer Weile, „jetzt ist er fertig, und sobald er wieder trocken ist, so gut wie neu. Ich will ihn nun dort auf den Zaunpfahl stecken, da hat er schöne Sonne, und unterdessen gehen wir in den Pfuhl.“ — Hurtig flogen nun Schuhe und Strümpfe von den kleinen Beinen, die Kleider wurden aufgesteckt, und gleich darauf patschten alle Kinder in der Pfütze herum. Es war wirklich ein Vergnügen, wie sie es lange nicht gehabt hatten, und keines dachte daran, was es für Schaden anrichten könne. Allmälig hatte sich Clärchens aufgestecktes Kleidchen von der Nadel wieder herunter gezogen, ohne daß es Jemand merkte, bis ganz zufällig ihre Blicke darauf fielen und Schrecken und Entsetzen sie fast versteinerten. „Mein Kleid, mein Kleid!“ jammerte sie, mit einem lauten Wehgeschrei auf's Trockene laufend. „Ach, was soll ich nun anfangen!“

Erschrocken folgten ihr die Andern und schauten ebenfalls in höchster Angst das schöne Kleidchen an, das vor einer Viertelstunde noch so rein und weiß gewesen und nun ringsherum eine breite Kante von

Schmutz und außerdem noch mehrere Spritzflecke hatte. Clärchen sah schon im Geist die Ruthe vom Spiegel genommen und hörte Karolinens drohende Stimme, — ach, und was ihr die Thränen am heißesten in die Augen trieb, sie sah der Mutter ernstes Gesicht, das sie mit dem strengen und traurigen Blick ansah, wie immer, wenn sie unartig gewesen war. O, daß sie diesen Blick heute verdienen sollte! „O Mutter, Mutter! o Karoline!" rief die Kleine in höchster Angst.

„Ei", rief Minna, „wie kannst Du Dich gleich so fürchten! Komm mit an den Brunnen; hab' ich nicht Deinen Schuh so rein und schön gewaschen? So kann ich's mit dem Kleide auch machen. Ehe Deine Mutter Dich sieht, ist das lange wieder trocken und sie merkt gar nichts."

„Ach, könntest Du das wirklich?" fragte Clara, einen Augenblick mit Weinen innehaltend und wieder etwas Hoffnung schöpfend.

„Oho!" antwortete Minna ganz beleidigt, „was denkt Ihr von mir? Ich habe erst vorige Woche bei Mutter am großen Waschfaß eine Schürze und einen Strumpf gewaschen!"

Geduldig folgte ihr Clara nach dem Brunnen, und



Das weisse Kleid.

indem sie sich dicht vor das Rohr stellte und Guste und Anna pumpten, begann die Wäsche; doch Clärchen stand dabei unsägliche Angst aus, denn sie fürchtete jeden Augenblick, sie möchte einmal den kalten Wasserstrahl über Gesicht und Schultern bekommen und so ganz und gar naß werden.

„So, nun“, rief Minna nach einer Weile, „nun ist's fertig!“

Clara seufzte erleichtert. Aber, du lieber Gott, wie sah sie nun erst aus! Das ganze Röckchen war naß bis oben heran, und trostlos schaute sie darauf hin. „Ach, es wird nicht wieder trocken!“ jammerte sie; „wär' ich doch lieber gleich zur Mutter gegangen!“

„Warum soll es denn nicht wieder trocken werden?“ trösteten die Andern; „gieb nur Acht, wir gehen nun recht in die warme Sonne mit Dir, und da soll es keine halbe Stunde dauern. Doch erst wollen wir unsere Schuhe und Strümpfe wieder anziehen.“

Alle setzten sich nun nieder an die Erde, Clara aber auf einen abgesägten Baum, damit ihr Kleid nicht in den Staub fiele und von Neuem beschmutzt würde, und man begann die kleinen bloßen Füße wieder zu bekleiden. Jetzt erst dachte Clara wieder an ihr

Schuh und holte ihn vom Zaunpfahl, wo er noch immer hing. Er war aber noch ganz naß und — o Entsetzen! — wie sah er aus! Die rothe Seide war ganz gelb und rauh geworden und der Schuh überdies so zusammengeschrumpft, daß sie ihn unmöglich wieder anziehen konnte. Wehklagend schlug sie die Hände zusammen, und diesmal flossen ihre Thränen eben so aus Schmerz über den verdorbenen Schuh, als aus Angst vor der Strafe. Plötzlich rollte ein Wagen auf der Straße, und o! er fuhr auf den Pfarrhof.

„Ach, da kommt unser Besuch schon!" rief Clara erschrocken, „nun werde ich gewiß gleich gerufen!"

„O komm", rief Anna, „wir wollen hinter die Kirche laufen, daß sie Dich nicht sogleich finden. Wenn's nur noch eine Viertelstunde dauert, so bist Du trocken."

So schnell sie konnten, eilten nun die kleinen Mädchen dorthin. Doch sie waren noch nicht lange zwischen den übergrasten Gräbern auf und ab gegangen, als Karoline mit lauter Stimme „Clara!" rief.

„Soll ich antworten?" dachte Clara und wußte wirklich nicht, was sie thun sollte. Noch stand sie stumm und unschlüssig da, als Caroline schon um die Ecke kam und, sie erblickend, ihr zurief: „Komm rasch,

Clärchen, es ist Besuch da! Du sollst „guten Tag" sagen, und sie haben Dir auch etwas mitgebracht!" Doch wie freudig Clara auch sonst bei dieser Nachricht herbeigesprungen wäre, heute blieb sie wie eingewurzelt stehen und rührte sich nicht. „Komm schnell!" wiederholte Karoline; doch in demselben Augenblicke bemerkte sie das nasse Kleid und schlug erschrocken die Hände zusammen und rief: „Ach, wie siehst Du aus! Hab' ich's nicht gleich gesagt! Na, nimm Dich in Acht, das wird schön was geben!"

„Ach Karoline!" rief Clara, in Thränen ausbrechend.

„Ja, das hilft nun nichts", erwiederte diese, „mach' nur schnell! — los kommst Du doch nicht. — Ich mag's gar nicht mit anhören!" Und indem sie ihr noch einmal ein Zeichen gab, rasch zu folgen, entfernte sie sich eilig.

Da stand nun das arme Kind in höchster Angst. Auch die Andern wußten ihr nicht zu helfen und starrten stumm und verlegen vor sich hin.

„Adieu denn!" sagte Clara endlich, einen Entschluß fassend; „ich muß nun doch nach Hause gehen; die Mutter wird ja wohl nicht so sehr böse sein!" und sie gab sich Mühe, ihre Thränen zu unterdrücken, um die

Gespielinnen nicht merken zu lassen, wie große Angst sie hatte. Wie klopfte ihr das Herz, als sie dem Hause zulief; vor dem Garten mußte sie erst noch einmal stehen bleiben und ausruhen. Zweifelnd und angstvoll stand sie da hinter der Fliederhecke verborgen, als sie eine Stimme, und diesmal die ihrer Mutter, wiederholt ihren Namen rufen hörte. Da wurde ihr zu Muthe gerade wie Adam und Eva, als sie vom verbotenen Baume genascht hatten und der liebe Gott rief: „Adam, wo bist Du?" — Sie versteckten sich Beide, denn sie fürchteten sich, weil sie wohl wußten, daß sie Unrecht gethan hatten, und das Angesicht des lieben Gottes ihnen nicht freundlich erscheinen konnte.

Auch Clara suchte sich zu verstecken, und da die Hecke keinen sichern Platz bot, lief sie über den Kirchhof hinweg, durch die Pforte in's Feld und dann immer weiter und weiter. Wo sie eigentlich hinwollte, wußte sie nicht; sie wollte sich nur verstecken, daß sie Niemand finde, und wenn sie stille stand, so war es ihr immer, als hörte sie ihren Namen rufen. Darum lief und lief sie immer weiter, so schnell sie konnte. Sie schaute auch nicht auf den Weg und dachte nicht daran, was das am Ende werden und wie sie zuletzt wieder

nach Haus kommen sollte. Endlich ermatteten jedoch ihre Kräfte und sie blieb stehen, gerade vor einem kleinen Birkenbaum. Heiß und müde lehnte sie sich daran und begann von Neuem zu schluchzen.

Aber die Sonne brannte hier auf offener Landstraße glühend heiß, und so raffte sie sich noch einmal auf und lief bis an ein kleines Gebüsch, das nicht weit davon war. Hier setzte sie sich nieder; Angst und Anstrengung hatten sie ganz matt gemacht, und das Köpfchen sank zu Boden. Sie konnte gar keinen klaren Gedanken fassen und weinte sich, wie die kleinen Kinder oft, in den Schlaf.

Das war ein trauriges Pfingstfest geworden! — Clärchen schlief lange und erwachte erst, als die Sonne schon unterzugehen begann. Erschrocken rieb sie sich die Augen und konnte sich erst gar nicht besinnen, wie sie hierher gekommen sei, dicht an die breite Landstraße. Ein Blick auf ihren Anzug rief ihr jedoch Alles wieder in's Gedächtniß zurück. Das Kleidchen war freilich nun trocken geworden, aber — wie sah es aus! Minna mochte doch wohl das Waschen nicht recht verstanden haben, denn man sah noch deutlich, wie weit die Schmutzkante gegangen und auch der andere Theil des Röck-

chens, der mit naß geworden war, hatte eine graue Farbe angenommen und sah nicht besser aus als ein schmutziger Wischlappen. Clara sah das Alles mit Schrecken. Doch nach dem Schlaf waren die Gedanken in ihrem Köpfchen wieder klarer geworden, und sie sah nun wohl ein, daß es das Beste gewesen wäre, sogleich zur Mutter zu gehen und geduldig die verdiente Strafe hinzunehmen. „So will ich es wenigstens jetzt thun", sprach sie zu sich selber, „sie wird mich wohl noch nicht lange gesucht haben."

Ach, Clärchen wußte nicht, wie viele Stunden sie schon weg war! Eilig raffte sie sich auf und eilte die Landstraße, so schnell sie konnte, entlang. Sie hatte sich aber nicht die Gegend gemerkt, woher sie gekommen. Ohne weitere Ueberlegung wendete sie sich nun rechts, und wählte so unglücklicher Weise gerade die entgegengesetzte Richtung, entfernte sich also weiter und weiter vom Dorfe; doch merkte sie nichts und wanderte immer zu; freilich wunderte sie sich, daß gar keine Häuser auftauchen wollten, nicht einmal der Kirchthurm; doch dann dachte sie wieder: „als ich kam, bin ich gelaufen, und nun geh' ich langsam, daher wird mir die Zeit länger."

Inzwischen nahm die Dämmerung rasch und immer rascher zu. Die Schatten der Bäume, die den Weg entlang gepflanzt waren, wurden immer tiefer und schwärzer, und dem kleinen Herzen wurde immer bänger und bänger. Auch stellte sich Hunger ein, denn seit Mittag hatte sie ja nichts gegessen, als die Mandeln und gebackenen Pflaumen, mit denen sie gespielt. — Wieder begann sie zu laufen; doch das half ihr ja nichts, sondern entfernte sie nur weiter. — Horch! — und was waren nun gar das für wilde Töne?

Clara stand still und schauderte. Ein paar Männer kamen den Weg daher; sie hatten sich untergefaßt und schrieen und lärmten. „Ach, wenn es Räuber wären!" dachte Clara. Es waren indeß nur betrunkene Bauernknechte; aber Clara war entsetzt und raffte alle ihre Kräfte zusammen und lief in Todesangst querfeldein in ein großes Roggenfeld. Hier versteckte sie sich zwischen den Aehren, die gerade hoch genug waren, sie zu verbergen.

Doch wie sie mit Windesschnelle dahinrannte, kam ihr Kleid einem Dornbusche zu nahe, an dem es von oben bis unten zerfetzt und zerrissen wurde; ja es blieb sogar ein großes Stück daran hängen, und Clara

mußte es in der Eile der Flucht zurücklassen; doch das kümmerte sie jetzt nicht; sie war nur froh, daß sie selber in Sicherheit war, und blieb in ihrem Verstecke so lange sitzen, bis die Stimmen in weiter Ferne sich verloren hatten. Da erst wagte sie aufzustehen, und nun dachte sie mit immer steigender Angst daran, wie sie nach Hause kommen sollte; denn wie dunkel war es schon! — und aus diesem weiten Kornfelde, wie sollte sie sich da wieder herausfinden?

Weinend irrte sie darin umher. Sie konnte nicht über die langen Aehren hinwegsehen, und so wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, um nur den Weg wieder zu erreichen. Dazu wurde es immer kühler und sie begann zu frieren; auch wurden ihre Knie müde und nach langem vergeblichen Umherirren mußte sie sich hinsetzen.

Es war ein kleiner Baum, an dessen Stamm sie sich niederließ — mitten im Kornfelde eine junge Birke! Sie konnte nicht begreifen, wie die dahinkäme; doch wäre sie nur noch einige Schritte weiter gegangen, so würde sie gefunden haben, daß sie sich nicht mitten im Kornfelde, sondern nicht weit vom Wege befand, und zwar von dem Wege, der sie in nicht zu langer

Zeit zur Heimath gebracht hätte, denn während des Umherirrens war sie dem Dorfe wieder näher gekommen; aber das ahnte sie nicht, und ihre Kräfte waren erschöpft. Die Haare, naß von Schweiß, klebten an der heißen Stirn und trostlos starrten die weinenden Augen vor sich hin.

Vom Himmel fiel der Abendthau schon herab und die dürren Aehren sogen sehnsüchtig die erquickenden Tropfen ein. Rother Mohn und blaue Kornblumen streckten ihre Blätter hin und bald glänzten sie von tausend Perlen. Der Mond kam auch hervor und goß sein Licht herab und spiegelte sich in den Perlen, daß es schauerlich schön anzuschauen war. Die kleine Birke zitterte wie vor Vergnügen, als der kühle Nachtwind sie umwehte. Es war eine schöne Welt, in die sie sich hier versetzt sah, und wie die Blätter so rauschten und das Kornfeld wogte und die Mondstrahlen in den Zweigen und auf den Aehren tanzten, da merkte sie ganz deutlich, daß Alles zusammen eine fremde, wunderbare Sprache redete.

Doch für das kleine Menschenkind war das freilich nichts; das hätte um diese Stunde in seinem Bettchen

liegen sollen, süß und warm und weich an der Seite der Mutter. Das dachten auch die Blumen in ihrer Nähe, und sie schüttelten unwillig die Köpfe und sagten es zu dem Mond, und der Mond schaute in das kleine angsterfüllte Gesichtchen, und wie ihn die blauen Augen wieder ansahen, sagte er ernst: „Was willst Du hier?"

„Ach, nichts will ich hier", antwortete Clara, in Thränen ausbrechend, „ich wollte, ich wäre nicht hier."

„Warum bist Du denn gekommen?"

„Weil ich unartig gewesen bin und fürchtete, die Mutter möchte mich strafen."

„O Du thörichtes Kind", sagte da der Mond und schüttelte den Kopf, daß er hin und her schwankte am dunkeln Himmel, „vor Deiner lieben Mutter bist Du also geflohen? Wann war sie denn jemals so hart gegen Dich, daß Du vor ihr fliehen müßtest? Wann war sie anders als gütig und liebevoll? Kind, Kind! warum bist Du nicht gleich, da Du unartig gewesen warst, zu dieser lieben Mutter gegangen und hast es ihr gesagt und gebeten: »Mutter, gieb mir die Strafe, die ich verdient!« — Sieh, nun bist Du weggelaufen, ihr zu entrinnen, und welche Strafe, doppelt und dreifach, ja hundertfach, hast Du Dir selber dadurch auf-

erlegt in der Angst, die Du heute ausgestanden? — O thörichtes kleines Mädchen, gehe zu Deiner Mutter! Den Weg könnte ich Dir wohl zeigen; aber kannst Du auch noch so weit gehen?"

„Ach nein", sagte Clara, „meine Füße sind müde, und der eine, auf dem ich keinen Schuh habe, ist wund."

„Dann kann ich Dir nicht helfen, sondern Du mußt zum lieben Gott beten; das hättest Du schon längst thun sollen, gewiß würde er Dir geholfen haben, denn er ist der Einzige, der es kann."

Ach ja, das hatte Clara vergessen! Zum lieben Gott wollte sie auch beten; doch nicht eins der Verslein hersagen, wie sie sonst gethan, sondern so aus dem Herzen, wie die Mutter oft gerathen hatte, wollte sie beten. Innig faltete sie die Hände, und indem sie niederkniete, sprach sie, wie ihr die Worte aus dem Herzen kamen: „Vergieb mir, lieber Gott im Himmel, daß ich so unartig gewesen bin, gerade an Deinem Feiertage! Vergieb mir, daß ich meine Schuhe verdorben habe und mein Kleid schmutzig gemacht, ach, aber vor Allem vergieb mir, daß ich meiner lieben, guten, einzigen Mutter weggelaufen bin! Bring' mich doch nur recht bald wieder zu ihr und zum lieben

Vater auch. Lieber Gott, ich bitte Dich so sehr! Amen." — Das war Clara's Gebet, und sie betete es so inbrünstig, daß der liebe Gott ihr sogleich etwas zum Trost schickte, nämlich süßen Schlaf, der die armen, rothgeweinten Augen sanft zuschloß.

Erst am hellen Morgen erwachte sie wieder, als die Lerche schon lange ihr frohes Lied zum blauen Himmel emporgeschickt hatte. Und o! — von welchen süßen Tönen erwachte sie! Ihrer Eltern Stimmen waren es, die in ihr Ohr drangen, ängstlich ihren Namen rufend.

„Hier! hier!" antwortete sie laut und jubelnd, der Richtung zueilend, woher die Stimmen kamen, und bald lag sie an der Brust der geliebten Mutter, von ihren und des Vaters Armen umschlungen.

Freudenthränen entströmten Aller Augen und hundert und tausend Mal küßte die Mutter ihr Stirn, Augen und Mund. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs für ihr wiedergefundenes Kind, nur Worte der Liebe. Ach, und vor dieser guten Mutter, die sie so liebte, war Clara geflohen! Sie konnte das jetzt gar nicht begreifen und drückte das vor Scham erglühende Gesicht fest an ihre Brust.

„Ach, Mutter, Mutter", sagte sie endlich, „nein, küsse mich nicht so, ich verdiene das ja nicht, ich bin so unartig gewesen!" und ein heftiges Schluchzen überwältigte sie.

„Ich glaube", sprach die Mutter, ernst und wehmüthig Clara's Köpfchen emporrichtend, „Du bist hart genug dafür bestraft! — Lasse Dir das eine Warnung sein. Jetzt wollen wir dem lieben Gott danken, daß wir uns Alle wieder haben."

„Ja, ja!" sprach Clara aus tiefstem Herzen, „doch Ihr habt Euch so lange um mich geängstigt. Ach, daß ich Euch so viel Kummer gemacht habe!"

„Ja, das hast Du", sagte der Vater, „sowohl mir, als Deiner armen Mutter; doch an Deinen Thränen sehe ich, daß Du es erkennst und bitter bereust, mein geliebtes Kind. Wir wollen jetzt, wie die Mutter sagt, an nichts weiter denken, als dem lieben Gott zu danken."

Innig umschlangen sich die drei nun noch einmal, und wie sie das wiedergefundene Kind so fest und innig an die Brust gedrückt hielten, da stieg aus jedem Herzen das wärmste Dankgebet empor zum lieben Gott, der das kleine Mädchen geschützt hatte in der kalten Nacht.

Indeß ganz so leicht kam Clärchen nicht davon, denn sie hatte sich doch so sehr erkältet, daß sie mehrere Tage im Bette liegen und viele bittere Arzenei schlucken mußte. Ihre drei kleinen Gespielinnen besuchten sie aber fortwährend und wurden nicht müde sie zu unterhalten, denn sie fühlten es wohl, daß sie auch viel Schuld und viel wieder gut zu machen hatten.

Das weiße Kleid war verdorben für immer und die rothen Schuhe auch, denn der gewaschene war und blieb schmutzig und zusammengeschrumpft; doch Clärchen ist von diesem Tage an verständiger geworden und nie wieder weggelaufen, das Vertrauen zu ihrer Mutter hat sie nie wieder verloren, das blieb stärker als jede Furcht vor Strafe.

Der Geburtstag.

Heute war der Geburtstag der kleinen Marie. Ja, darum hatte sie die Mutter am Morgen, mit einem schönen Blumenkranz in der Hand, geweckt und sie doppelt so zärtlich als sonst geküßt; und darum zog sie nun ihr neuestes Kleid an und setzte den Kranz auf und wurde zum Vater geführt. Der schloß sie ebenfalls so zärtlich und gerührt in seine Arme und führte sie zu dem Geburtstagstisch. O, was für herrliche Dinge prangten darauf! Zuerst ein prächtiger Kuchen mit sieben brennenden Wachskerzen, dann ein Kinderfreund, ein Schreibebuch mit goldenem Deckel und ein Hut für die große Puppe Amalie — und was der schönen Sachen noch mehr waren. Es war fast, als sei der Weihnachtsmann eingekehrt. Selbst der ganz kleine Bruder Gottfried kam herzugelaufen und rief: „ich gratulire!“ und schenkte seinem Schwesterchen einen Kuß und eine Zuckerbretzel. Die Bretzel mußte Mariechen ihm freilich gleich darauf wieder schenken, weil

er zu weinen anfing. Der kleine Schelm! — er konnte nicht begreifen, warum nur heute die Schwester Alles allein bekommen sollte — er war erst zwei Jahr alt und wußte nicht, was ein Geburtstag bedeutet, und was es für eine hübsche Sache ist, ein Geburtstagskind zu sein. Ja, das ist wirklich nicht so übel! Die kleine Marie wäre recht gern damit zufrieden gewesen, immer eins zu sein. Aber das geht nicht an. Der Geburtstag ist ein viel zu wichtiger Tag, darum kommt er selten, und allemal, wenn er wiederkehrt, sind wir ein ganzes Jahr älter geworden.

„Wie alt ist denn nun eigentlich unser Kind?" fragte die Mutter das glückliche Mädchen.

Marie blickte auf die brennenden Wachskerzen. „Sieben Jahre! Ja wirklich, im vorigen Jahre brannten nur sechs Lichter auf dem Kuchen."

„Also wieder ein ganzes Jahr mehr gelebt!" sprach die Mutter. „Wieder ein ganzes Jahr hat Dich der liebe Gott so gnädig behütet und Dir so viele Freuden bescheert. Hast Du auch wohl schon daran gedacht, ihm dafür zu danken? Und hast Du überhaupt daran gedacht, daß dies nicht nur ein froher, sondern auch ein wichtiger Tag ist?" —

„Ja, das habe ich", antwortete die Kleine, mit ernsthaftem Gesichtchen zur Mutter aufblickend. „Die Tante hat mir gestern nach den Stunden die Geschichte von dem Geburtstagsengel erzählt — ist sie wohl wahr, liebe Mutter?" —

„Du mußt sie mir erst erzählen, ich kenne sie ja nicht. Du hast sie doch behalten?" —

„O ja, behalten habe ich sie schon; ich kann sie nur nicht anfangen. — Ja, so wahr es: Allemal, wenn ein Geburtstag auf Erden ist, so schickt der liebe Gott vom Himmel einen Engel hernieder; der geht zu dem Geburtstagskind und giebt Acht auf Alles, was es spricht, und schaut in alle seine Bücher, und merkt sich, was es im vergangenen Jahre gelernt hat. Dann fliegt er zurück zum lieben Gott und sagt es ihm. Und der liebe Gott hat ein großes Buch, darin stehen alle Jahre, die das Kind schon gelebt hat und die es noch leben soll. Das schlägt er denn auf und sieht nach, ob das Kind klüger geworden ist, als es im vorigen Jahre war, und ist das nicht der Fall, so macht er einen schwarzen Strich auf das Blatt; findet er aber, daß das Kind gelernt hat, was es sollte, so macht er einen rothen Strich, und hernach, wenn d

Buch zu Ende und das Kind gestorben ist, dann werden alle Striche gezählt, die schwarzen wie die rothen, und nur wenn die rothen die meisten sind, wird das Kind ein Engel und darf in den Himmel kommen. So war die Geschichte, liebe Mutter. Ist sie wirklich wahr?"

„Und wenn sie nun wahr wäre? Was für einen Strich, glaubst Du, würde der liebe Gott heute wohl in Deinem Buche machen?"

„O Mama", rief die Kleine eifrig, „sieh doch nur, im vorigen Jahre bekam ich eine Fibel zum Geburtstag und eine Schiefertafel, und nun einen Kinderfreund und ein Schreibebuch! Habe ich wohl nichts gelernt in der Zeit? — Auch in meinen andern Büchern hat der Engel gewiß nichts gefunden, was ihm nicht gefallen hätte. Ich habe sie gestern noch alle in Ordnung gebracht und glatt aufgestellt."

„Ja", antwortete die Mutter, „aber es kommt nicht darauf allein an. Die Tante hat etwas vergessen in ihrer Geschichte. Sie hat Dir nur erzählt, daß der Engel darauf sähe, ob das Kind fleißig war — weil sie wünscht, daß Du recht schnelle Fortschritte unter ihrer Leitung machen möchtest. Das ist auch gut — aber es ist nicht die Hauptsache und nicht das,

wonach der Engel zuerst fragt! — Nein, er schaut nicht nur in die Bücher, sondern vor Allem in das Herz des Kindes. Da erlauscht er jeden bösen Gedanken und jedes Gefühl, was nicht darin sein sollte, und auch das erzählt er dem lieben Gott, und der liebe Gott sieht zuerst nach, ob das Kind auch das Jahr benutzt hat, um frömmer und artiger zu werden. Wehe ihm, wenn das nicht der Fall ist! Es bekommt jedenfalls einen schwarzen Strich, und wenn es auch in der Schule noch so fleißig war. Findet es sich aber, daß das Kind sich einen Fehler abgewöhnt hat, und daß es frömmer und artiger geworden ist, dann macht der liebe Gott nicht nur einen rothen Strich in sein Buch, sondern er schickt auch den Engel wieder auf die Erde mit einer Himmelsblume in der Hand. Die pflanzt dieser dem guten Kinde gerade ins Herz hinein. Dort kann es nun freilich nichts von ihr sehen, wohl aber fühlt es ihr fröhliches Blühen und wird selbst so froh davon, wie es nie zuvor war. Und Alle, die um das Kind sind, fühlen es ebenfalls und haben es doppelt so lieb. — Nun, Mariechen, was meinst Du jetzt? Bist Du noch so sicher, einen rothen Strich zu bekommen?"

Mariechen schaute ein wenig verwirrt zur Mutter auf.

„Denke einmal, der Engel stände jetzt vor Dir“, fuhr diese fort, „und schaute in Dein Herz hinein, und dann frage Dich selbst: was fände er darin? — Hast Du auch da Alles so gut aufgeräumt und in Ordnung gebracht, wie unter Deinen Büchern?“

Die Kleine erröthete und schaute verlegen zu Boden. — Nein, die Himmelsblume blühte noch nicht in ihrem Herzen, das war klar! —

„Du hattest früher besonders einen Fehler“, hob die Mutter wieder an, „das war Deine Heftigkeit und Unfreundlichkeit gegen Deine Gespielen, sobald sie etwas thaten, was nicht nach Deinem Sinne war. Wie steht es wohl damit? Wird der Engel dem lieben Gott erzählen können, daß Du Dir Mühe gabst, ihn abzulegen?“

Die Kleine stand immer noch stumm und mit gesenktem Köpfchen da. Plötzlich stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Nein, Mama“, stotterte sie, — „ich bin erst gestern unartig gewesen gegen Annen.“

„Siehst Du“, sprach die Mutter ernst, „und was hast Du ihr gethan?“

„O“, antwortete die Kleine weinend, „es war

gestern früh. Wir spielten zusammen im Garten und wollten sehen, wer am schnellsten laufen könnte. Aber Anna kam mir immer zuvor. Das ärgerte mich, und wie sie da wieder an mir vorüber rennen wollte — da —"

„Nun!"

„Ja, da gab ich ihr einen Stoß mit der Hand, daß sie in die Rosenbüsche fiel."

„Und was thatest Du darauf, hast Du es ihr nicht gleich wieder abgebeten?"

„Ja, das wollte ich thun; aber sie war ärgerlich, denn sie hatte Dornen in den Fingern; sie weinte und wollte nichts von mir wissen, sondern machte mir ein böses Gesicht. Das ärgerte mich wieder, und ich sagte, so könnte sie gehen, ich wollte sie gar nicht mehr leiden."

„Pfui, Mariechen!" rief die Mutter.

„Ja, Mama", stotterte Mariechen mit neuen Thränen, „aber sie war doch auch mit Schuld. Sie war ja so unartig wie ich."

„Wenn der Eine unartig ist, so giebt das dem Andern kein Recht, es auch zu sein", erwiederte die Mutter streng. „Und diesmal warst noch dazu Du

diejenige, welche die erste und meiste Schuld trug. Du hattest Anna gestoßen, und sie hatte Schmerzen. Darum wäre es Deine Schuldigkeit gewesen, Dich nicht durch ihren Trotz abfertigen zu lassen, sondern sie um Verzeihung zu bitten, wie es Dir zukam. Fühlst Du das jetzt wohl?" —

„Ja, Mama", rief Marie, sich in die Arme der Mutter werfend. „Ich will sie heute noch einmal um Verzeihung bitten!"

„So ist es recht", sprach die Mutter, „und dann fasse den festen Entschluß, von nun an desto frommer und sanfter zu werden. Denke immer an den Geburtstagsengel, der heute um Dich schwebt! Vielleicht, wenn er sieht, daß es Dir wirklich Ernst ist, schenkt er Dir doch noch die Himmelsblume. Aber denke auch daran, daß der Engel nicht blos heute hier ist, sondern daß er wiederkommt, und daß das nicht blos von dem Geburtstag gilt, sondern daß wir von jedem Tage des Jahres Rechenschaft geben sollen."

„Ja, Mama", versprach Mariechen mit Thränen; „ich will immer daran denken."

So, und nun weine nicht mehr", sprach die Mutter, sie freundlich an sich ziehend. „Viel besser als durch

Thränen beweiset man durch die That, daß es dem Herzen Ernst mit der Reue ist. Es soll ja auch der heutige Tag ein Freudentag für Dich sein. Siehe, ich habe Dir zum Nachmittage all Deine kleinen Freundinnen eingeladen. Da sollt Ihr einmal recht froh zusammen sein, und Du hast gleich Gelegenheit, dem Engel zu zeigen, wie es mit Dir steht."

Das Gesicht der kleinen Marie klärte sich schnell auf. „Ja, liebe Mama", rief sie, „und dann sollst Du sehen, daß es mein Ernst ist, Annen von Herzen abzubitten. Aber vorher muß ich meine Puppen anziehen und all mein kleines Geschirr in Ordnung bringen. Wir kochen wohl wieder in meiner kleinen Küche, nicht wahr?" —

Die Mutter nickte mit dem Kopfe. „Ja, das könnt Ihr", antwortete sie, „und nun", fuhr sie fort, „mache alle Deine kleinen Vorbereitungen, damit Du Deine Gäste recht festlich empfangen kannst."

Mariechen sprang davon. Da gab es viel zu putzen und zu räumen. Es war ein rechtes Fest! — Wenn die Unruhe über ihre gestrige Unart und die bevorstehende Abbitte sie nicht gestört hätte, so wäre sie ganz glücklich gewesen. Ja, wenn nur der Nachmittag er-

da wäre, und der Engel könnte es sehen, daß sie recht artig wäre! — Sie konnte die Zeit kaum erwarten, — endlich kam sie, — der ersehnte Nachmittag war da. Der Küchenschrank stand bereit mit den kleinen, zinnernen Tellern und Löffeln, die so feierlich blitzten, als wüßten sie auch, daß heute Geburtstag sei. Die große Puppe saß auf dem Sopha daneben, auch die Bücher lagen aufgeschlagen da, nebst den anderen Geburtstagsgeschenken; — es mußte ja Alles gezeigt werden. — Das kleine Geburtstagskind selber lief erwartungsvoll vom Garten in die Stube und wieder zurück, um zu sehen, ob ihre Gäste noch nicht kämen. Und da kamen auch diese! Eilig ging ihnen Mariechen entgegen. Ja, das waren sie! Drei kleine Mädchen, ungefähr in ihrem Alter, traten gar festlich geputzt, wie es sich für Geburtstagsgäste gehört, in den Garten. Jedes trug einen großen Blumenstrauß und ein farbiges Band, das dem Geburtstagskinde mit vielen Glückwünschen um Arm und Schultern gebunden wurde, bis es so bunt aussah, wie ein Schmetterling. So ist es Sitte bei den kleinen Dorfmädchen.

Dann wurden die niedlichen Geschenke bewundert, Mariechen erzählte, daß es heut Nachmittag Kuchen

und Chocolade gebe! Und die kleinen Mädchen jubelten und klatschten in die Hände.

Nur Mariechen stimmte nicht so recht mit ein. Sie blickte immer noch unruhig nach der Gartenthür. „Wo doch Anna bleibt", sagte sie endlich.

Die Kinder verstummten und schauten sich um.

„Seid Ihr nicht bei ihr gewesen, um sie abzuholen?" fragte Marie.

„Ja", antwortete Eins zögernd, „aber sie kommt nicht."

„Sie ist noch böse auf Dich", fügten die Andern hinzu, „weil Du sie in den Rosenbusch gestoßen hast."

„Ja", sprach Marie seufzend, „ich weiß wohl, daß ich unartig gewesen bin. Doch kommt, wir wollen zu ihr gehen, ich will es ihr noch einmal abbitten, so wird sie wohl wieder gut werden und mit uns gehen. Kommt!"

Die Kleinen waren einverstanden, und man machte sich sogleich auf den Weg.

Anna war die Tochter des Cantors, dessen Garten dicht an den von Mariechens Eltern grenzte, und so war er bald erreicht. Von fern erblickten sie auch schon das kleine Mädchen, wie es auf seiner Rasenbank unter dem krummen

Pflaumenbaum saß. Sie war ebenfalls ganz geburtstäglich angethan, aber sie machte ein ärgerliches Gesicht und knabberte verlegen an dem Zipfel ihres Taschentuches.

„Guten Tag, Anna!" sagte Marie, dicht an sie herantretend.

Anna blickte mürrisch zur Seite und besann sich eine Weile, ob sie den Gruß erwiedern solle oder nicht. Endlich aber antwortete sie doch halblaut: „Guten Tag!" —

„Anna", begann Marie von Neuem, „Du bist noch böse auf mich von gestern?" — Keine Antwort erfolgte, und etwas verlegen fuhr sie fort: „Ich bin unartig gewesen, liebe Anna; doch es hat mir gleich leid gethan, und besinne Dich nur, ich wollte es Dir schon gestern abbitten, aber Du mochtest nichts hören."

„Ach, Du bist immer so!" antwortete Anna kurz.

„Ich will's aber gewiß nicht wieder thun", sprach Marie weich; „sei nicht mehr böse, liebe Anna. Es ist heut mein Geburtstag, und die Mutter hat Dich eingeladen. Komm doch mit uns!"

Anna besann sich wieder eine Weile. Sie hätte die lockende Aufforderung gern angenommen, doch ein Blick auf ihre zerrissenen Hände rief ihr die gestern



Zum Geburtstag.

erlittene Unbill wieder ins Gedächtniß zurück, und der Aerger stieg von Neuem in ihrem Herzen auf. Darum antwortete sie mit halb weinerlicher Stimme: „Da sieh meine Hände, wie roth und wund sie sind, Du Alte!“

Nun wurde auch Marie ärgerlich, und sie wäre den Augenblick ebenfalls mit einem bösen Wort davon gegangen, hätte sie sich nicht daran erinnert, daß der Engel zuhöre. Sie nahm sich zusammen und wiederholte noch einmal mit weicher, bittender Stimme: „Komm doch, liebe Anna, und sei nicht mehr böse!“

Anna aber schaute zu Boden und antwortete nicht.

„Ach, wenn sie nicht will, so lasse sie!“ riefen die anderen kleinen Mädchen.

Anna ärgerte sich jetzt über sich selber, und sie hätte sich gefreut, wenn Marie noch einmal gesagt hätte: „komm' mit!“ — Aber das geschah nun nicht mehr, sondern die vier kleinen Mädchen wendeten ihr den Rücken und ließen sie allein. — Da saß sie denn unter ihrem krummen Pflaumenbaum und die Zeit wurde ihr recht lang. Sie knabberte wieder an ihrem Schnupftuch und weinte.

Endlich ging sie in die Stube. Die Eltern waren

nicht zu Hause, nur die alte Großmutter saß auf dem Lehnstuhl und strickte und hatte die Bibel auf dem Schooß, in der sie durch die großen Brillengläser las. Sie war eine fromme alte Frau. Anna trat unwillkürlich leise auf, als sie in die Stube kam, und ihre Blicke glitten scheu an dem ehrwürdigen Gesicht der alten Frau zu Boden. Das war immer das Zeichen, daß sie unartig gewesen war. Still setzte sie sich hinter dem Großvaterstuhl auf die Erde und drückte sich an die Wand. Da saß sie lange, denn die Großmutter hatte sie nicht bemerkt. Als ihr das Herz immer schwerer wurde, seufzte sie mehrere Male hinter einander, und das hörte die Alte. — Sie wendete sich um und schaute mit verwunderten Blicken die Kleine an.

„Was machst Du hier, mein Kind?" fragte sie ernst.

Anna antwortete nicht, sondern zupfte nur an ihrem Taschentuch.

„Steh einmal auf und tritt zu mir her", fuhr die Großmutter fort, und dann sagte sie, nachdem sich Anna langsam genähert: „Bist Du nicht zu Mariechens Geburtstag eingeladen, und hat Dir die Mutter nicht darum Dein sonntägliches Kleid angezogen? Warum sitzest Du nun hier im Winkel mit verdrießlichem

Gesicht? Haben Dir Deine Gespielinnen etwas zu Leide gethan, oder Du ihnen? Sprich! Aber", setzte sie ernst hinzu, als das Kind seinen Mund zur Antwort öffnen wollte, — „keine Lüge, Anna! Das Lügen ist der abscheulichste Fehler, den ein Kind haben kann, und Du weißt, daß ich ihn am härtesten strafe."

Da stürzten Anna die Thränen aus den Augen. Sie fühlte es gar wohl, daß sie Unrecht gethan hatte; aber es zu gestehen, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Weinend deutete sie auf ihre wunden Hände und sagte: „Da, Marie hat mich in den Rosenbusch gestoßen." —

„O weh, das ist schlimm! — Doch sie hat es wohl nicht mit Fleiß gethan?" —

„Ja, gerade mit Fleiß, weil ich rascher laufen konnte als sie, als wir gestern sehen wollten, wer zuerst nach der Laube käme."

„Gestern war es also schon? — Und darum bist Du heute noch böse? — O Anna, schäme Dich! Lasse die Sonne nicht untergehen über Deinem Zorn, sagt Gottes Wort. Und überdies, habe ich denn nicht die Kleine heut schon bei Dir im Garten gesehen?" —

Anna schwieg und schlug die Augen nieder.

„Sprich, Anna!“ drang die Großmutter in sie. „Du hast mir nicht Alles erzählt.“

„Ach, Großmutter“, rief Anna und fing von Neuem an zu weinen, indem sie das Gesicht in ihrem Schooß verbarg; „als Du Marie heute bei mir gesehen hast, da war sie gekommen, um es mir abzubitten.“

„Und Du?“

„Ach, Großmutter, ich war doch böse und wollte ihr nicht vergeben. Da ist sie wieder weggegangen, und ich bin allein geblieben. Jetzt thut es mir so leid. Sie spielen nun allein und kümmern sich nicht um mich.“

„Siehst Du“, sagte die Großmutter, ihr Gesicht emporhebend, „das ist die gerechte Strafe für Deine Unversöhnlichkeit. Sie spielen ohne Dich eben so schön. Du hast Dir selber nur geschadet.“

„Ach, Großmutter!“ antwortete die Kleine seufzend, „das sehe ich nun ein; aber was soll ich thun?“

„Besinne Dich einmal, Annchen!“ —

Anna besann sich; aber sie schüttelte den Kopf, denn es fiel ihr nichts ein. „Ich kann doch nicht hingehen?“ fragte sie endlich.

„Doch“, antwortete die Großmutter, „das ist Deine

Schuldigkeit. Vorhin hast Du die Bitte nicht angenommen, nun mußt Du Abbitte thun, damit Marie Dich wieder aufnehmen kann."

„Ach, Großmutter, das wird sie ja nicht wollen!"

„Ja, so denkst Du, weil Du sie nach Dir beurtheilst, doch vielleicht irrst Du Dich."

Anna schwieg und sah zu Boden. Abbitte zu thun, das war ein sehr bitteres Ding, — und gar, wenn sie zurückgewiesen wurde, wie sie Marie zurückgewiesen hatte? — Doch die Großmutter sah sie so ernst an mit den ehrwürdigen Augen, und erwartete, daß sie einen Entschluß fassen sollte.

„Ja", sagte sie darum endlich leise und zögernd — „ich will gehen, Großmutter."

„Gut, mein Kind", sprach die Alte und küßte ihre Stirn, „so gehe denn gleich." —

Anna seufzte und machte sich auf den Weg. Bald hatte sie den Garten erreicht, in dem die kleinen Mädchen jetzt im muntersten Spiele waren. Sie liefen hin und her, mit den Puppen im Arm, und lachten und jubelten. Zögernd blieb Anna am Gitter stehen und schaute hindurch. Ach, wie hält es doch so schwer, daß ein Kind sich dazu entschließt, sein Unrecht dem andern zu

bekennen! — Anna war nahe daran, wieder umzukehren, und nur der Gedanke an die Großmutter hielt sie zurück. Da wurde sie von einem der kleinen Mädchen bemerkt.

„Siehe da!" rief dieses, mit dem Finger auf sie weisend.

„Anna!" rief Marie verwundert.

Tief beschämt stand Anna da, sie hätte wer weiß was darum gegeben, hätte sie noch jetzt wieder davonlaufen können. Aber das war nun zu spät, und so faßte sie einen muthigen Entschluß und trat in den Garten. Stumm und verlegen standen sich hier die Kinder eine Weile gegenüber; endlich sagte Anna leise: „Nimm mich wieder auf, Marie, und sei nicht mehr böse, ich will es auch nicht mehr sein."

So, nun war es gesprochen, das schwere Wort. — Und Marie? — War sie nun auch trotzig, wie Anna vorhin? Nein, sie dachte an den Engel und auch daran, wie bitter es ihr gewesen war, als ihre Abbitte zurückgewiesen worden war. — Fröhlich und freundlich reichte sie der Kleinen die Hand und sagte: „Es ist schön, liebe Anna, daß Du da bist. Du hast uns recht gefehlt! Aber Du kommst eben zur rechten Zeit; noch haben wir die Chocolade nicht getrunken."

„Jetzt ist sie fertig!“ rief die Mutter, die in den Garten getreten war, um die Kinder zu rufen. Freundlich blickte sie ihr Töchterchen an und nickte ihr zu, denn sie hatte Alles gesehen und gehört, und Mariechen lächelte sie wieder an und wurde so froh, so froh in ihrem Herzen! Ja, sie fühlte es, nun hatte der Engel die Himmelsblume hineingepflanzt.

Das war ein herrlicher Geburtstag!

Marie nahm sich an diesem Tage fest vor, nie wieder in ihren alten Fehler zurückzufallen. Die liebliche Blume, die sie so froh und heiter macht, sollte niemals in ihrem Herzen verwelken.

Der Leichtsinn.

Was für ein herrliches Fest ist doch das Weihnachtsfest! — Wieder einmal war es herangekommen und hatte dem kleinen Lieschen und ihrem Bruder Max einen ganzen Tisch voll der reizendsten Sachen bescheert. Da waren Puppen und Kochgeschirr, Pferde und Wagen, Trommeln und Trompeten, Tuschkasten und Bilderbücher — kurz Alles, was sich ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen nur irgend wünschen können.

„O, der liebe Weihnachtsmann!" rief Lieschen, als sie eben ihre große Puppe, Adele, auf dem Schooße hielt und voll Entzücken das reizende Kleidchen derselben und den niedlichen Strohhut mit Schleier und Blumenstrauß betrachtete. „Wie gut ist doch das Christkind, liebe Mutter, und wie lieb muß es uns haben, da es uns so reich beschenkt hat!"

„Ja", erwiederte die Mutter, „aber nun zeigt auch, daß Ihr ihm so recht von Herzen dankbar dafür seid."

„O", rief Lieschen, „wenn es sich nur einmal sehen

ließe, damit ich mich bedanken könnte! Ich wollte so artig sein, ihm die Hand geben und den allerbesten Knix machen. Sag' Du es ihm doch, liebstes Mütterchen, wenn Du ihm wieder begegnest, wie lieb ich es habe."

„Ich werde ihm einen Brief schreiben", rief Max, „darin will ich ihm Alles erzählen und mich für Alles bedanken, besonders für meine schöne Trommel und für meinen Fritz, der so hübsch aussieht in seinem blauen Sammtkittel, daß ich ihn kaum wieder gekannt habe."

„Ja", sprach die Mutter, „das ist schon gut; aber das Christkind ist damit nicht zufrieden, daß Ihr ihm Euren Dank mit Worten aussprecht, es will, daß Ihr ihm denselben auch mit der That beweiset; es will, daß Ihr ihm wieder Freude machet, wie es Euch Freude gemacht hat. — Nun, Ihr wißt wohl, was ich meine, nicht wahr?"

„Du meinst, wir sollen immer recht artig sein?" fragte Lieschen.

„Ja, und vor Allem immer recht gehorsam und folgsam gegen Eure Eltern."

„O, sind wir denn das nicht?" fragte Lieschen, schmeichelnd zur Mutter aufblickend.

„Sind wir nicht gehorsam und folgsam, und haben wir Euch nicht so lieb?" sprach Max, seine Arme um sie schlingend.

„Ja, jetzt seid Ihr meine lieben und artigen Kinder, — aber ob Ihr es auch immer seid? Sage, Lieschen, giebt es nicht manchmal ein kleines Mädchen hier im Hause, das weint, wenn die Mutter ihr etwas verbietet, anstatt daß sie mit freundlichem Gesichte darauf verzichten sollte, indem sie sich sagte: die Mutter wird am besten wissen, was mir gut ist? — Und Du, Max? Sieh mich einmal an und antworte mir, ob Du den Knaben kennst, der oft genug trotzig den Kopf schüttelte, wenn ihm dies oder jenes geheißen wurde?"

Die Kinder errötheten und schlugen die Augen nieder.

„Das unartige kleine Mädchen soll von nun an hier nie mehr zu finden sein!" rief Lieschen dann, sich in der Mutter Arme werfend. „Du sollst sehen, liebe Mutter, daß ich von jetzt an mir doppelte Mühe geben werde, immer recht artig zu sein."

„Ja, das sollst Du sehen!" rief Max, „auch der unartige Knabe wird nie mehr da sein. Nie will ich wieder ungehorsam und trotzig sein, ganz gewiß niemals!"

Ja, es war ihnen wirklich ernst in diesem Augenblicke, so sehr Ernst, wie es je zwei kleinen Kinderherzen gewesen ist. Aber es hat schon vorher Kinderherzen gegeben, die mit innigstem Ernste einen guten Vorsatz faßten und ihn hinterher dennoch vergaßen. Das Vergessen, ja, das ist eben die schlimme Sache.

Wir wollen hören, wie es mit unsern Kleinen ging.

Am Nachmittage desselben Tages kam Besuch, dem die Kleinen froh entgegen sprangen, ei, das versteht sich, denn es waren ja die drei lieben jungen Tanten Minna, Rosa und Marie, die dem Christkind geholfen hatten, als es den Puppen neue Kleider besorgte. Das wußten Lieschen und Max wohl; aber sie hatten auch die freundlichen Tanten sonst noch von ganzem Herzen lieb. Leider blieben sie heute nicht lange, sie waren nur auf ein Viertelstündchen hereingekommen, und dann wollten sie mit ihren Schlittschuhen nach dem Eise gehn, wo bereits eine ganze Gesellschaft fröhlich versammelt war.

„Nehmt uns auch mit!" riefen Lieschen und Max, „o Mütterchen, dürfen wir?"

Aber die Mutter konnte es nicht erlauben, denn es war einer von den Wintertagen, an denen es den

Kleinen viel besser ist, wenn sie ruhig in der Stube bleiben. Der Schnee lag tief auf den Straßen, nur einzelne Fußsteige waren getreten, und auf dem Eise war eine Bahn gefegt worden. Dazu kam, daß auch die Tanten heut keine Zeit gehabt hätten, sich um die Kleinen zu bekümmern, da sie sich der Gesellschaft anschließen wollten.

„Seht nur", sprach die Mutter, Ihr habt heut Morgen gewünscht, bald eine Gelegenheit zu finden, um dem Weihnachtsmann Euren Dank auszudrücken; nun will ich einmal sehen, welchem Kinde es am meisten Ernst war."

Die Kinder blickten zu Boden. Lieschen wollten schon wieder die Thränen in die Augen steigen, und auch auf Max' Gesichte zeigte sich das trotzige Zucken, — aber sie bezwangen sich beide schnell und lächelten die Mutter an.

„Wir wollen ganz artig und gehorsam sein", sprachen sie.

„So sprechen liebe Kinder", erwiederte die Mutter.

„Ja, und ich will schon dafür sorgen, daß die lieben Kinder auch ihren Lohn bekommen!" rief Tante Rosa. „Morgen, gebt Acht, was ich Euch für ein

Vergnügen mache! Dann wollen wir — aber nein, es wird heut noch nichts gesagt; desto größer ist hernach die Freude." Sie nickte ihnen zu, und die Kleinen lachten und klatschten in die Hände. Sie wußten wohl, wenn Tante Rosa sagte, sie wollte ihnen ein Vergnügen machen, so hielt sie auch Wort. Ganz artig und sogar ohne nur ein betrübtes Gesicht zu machen, ließen sie auch einige Minuten nachher die lieben Tanten wieder fortgehen, und selbst als bald darauf auch die Mutter Hut und Mantel nahm, um einen Besuch zu machen, fügten sie sich ohne Widerrede darein, ganz allein zu Hause zu bleiben.

„Ich bleibe nicht lange", sprach die Mutter, sie zum Abschied küssend, „seid recht froh und artig unterdessen."

Die Kleinen nickten.

„Wir wollen mit unseren Puppen spielen", sagte Lieschen, als die Mutter weg war.

„Ja", erwiederte Max. „Setze sie in den Wagen, sie sollen eine große Reise machen."

Lieschen packte sowohl ihre Adele, wie seinen Fritz ein, und dann spannten sie sich beide vor und fort ging es im Galopp, immer um den Tisch herum, eine ganze Weile. Ja, aber dann? Es ist eine schlimme

Sache, wenn man nicht mit all seinen Gedanken bei dem ist, was man thut. Vor Lieschens kleiner Seele schwebten fortwährend die Tanten, wie sie jetzt wohl auf der Schlittschuhbahn mit der andern frohen Gesellschaft liefen oder im Schlitten gefahren würden, und dann malte sie es sich aus, wie schön es sein müßte, wenn sie ebenfalls dabei wäre, bis ihr am Ende ihre jetzige Puppenfahrt ganz traurig und jämmerlich vorkam. Ihrem kleinen Bruder schien es nicht besser zu gehen, denn plötzlich ließ er den Wagen stehen und blickte seufzend seine Schwester an.

„Es macht mir gar kein Vergnügen", sprach er, „komm, laß uns doch lieber ein bischen durch das Fenster gucken, wir können die Schlittschuhbahn von dort aus sehen."

Lieschen war es recht, und so amüsirten sie sich denn zunächst ein Weilchen damit, das Eis an den Fensterscheiben aufzuthauen, indem sie darauf hauchten. Durch die freien Löcher, die sie auf diese Weise gemacht hatten, konnten sie wirklich gerade auf die Bahn sehen. O, wie lustig ging es dort her! Drei, vier Schlitten zählte Max, die mit Windesschnelligkeit auf nieder flogen. Und da waren auch die Tanten!

Ja wirklich, Lieschen konnte sie ganz deutlich unterscheiden! Sie hatten alle drei ihre Schlittschuhe an. Tante Minna lief am besten, sie war immer weit voraus. Mit Tante Rosa ging es auch schon; aber Marie sollte erst lernen und mußte sich noch am Schlitten halten, wenn sie nicht fallen wollte, — und plump! da lag sie dennoch. Die Kleinen lachten laut. — Jetzt stieg Jemand aus einem Schlitten, und Keiner fand sich, der den leeren Platz einnahm. Sie konnten deutlich bemerken, wie er mehrere Male vergeblich ausgeboten wurde.

„O komm doch, Lieschen, wir wollen hineinsteigen!" rief Max lebhaft und sprang schnell vom Stuhl und lief nach der Stubenthür.

„Ja, ja!" rief Lieschen und folgte ihm, ohne sich zu besinnen.

Aber dachte denn Keines daran, daß es ihm verboten war? und Keines an sein so ernstes Versprechen, immer gehorsam zu sein? werdet ihr fragen, meine kleinen Leserinnen. — Nein wirklich, es ist kaum zu glauben, aber dennoch war es so. Der allergrößte Fehler unserer Kleinen war, wie er es leider bei vielen Kindern ist, der Leichtsinn. Es dachte wirklich Keines

daran, bis sie bereits im schnellen Lauf das Ende der Straße erreicht hatten. Da erst kam Lieschen zur Besinnung und stand erschrocken still; auch Max hielt ein und blickte sie ganz verwirrt an.

„Wir sollten ja zu Hause bleiben", sprach Lieschen kleinlaut, den Kopf senkend; „was wird nun die Mutter sagen?"

„Ja, warum sollten wir aber zu Hause bleiben?" fragte Max, und der alte Trotz, den er zu überwinden gelobt hatte, stieg wieder auf in seinem Herzen.

Nun ist aber nichts so gefährlich für ein Kind, als wenn es immer erst wissen will, warum ihm dies oder jenes verboten wird, und wenn es nur dann zu gehorchen Lust hat, wenn die Gründe seinem unverständigen Sinn genügend erscheinen. Diesmal hatte die Mutter freilich den Grund angegeben: der Schnee lag so tief, und die Tanten hatten keine Zeit, mit den Kindern sich zu beschäftigen. Aber weder das Eine noch das Andere wollte den Kleinen recht einleuchten. Der Schnee ging Lieschen freilich weit über die Schuhe; doch Max erklärte ihr, dafür reichte er ihm noch nicht bis an den Rand seiner Stiefeln, — und was die Tanten betraf — o, deren Lieblinge waren sie ja!

Besonders Tante Rosa würde sie gewiß gern in den Schlitten setzen und sich um sie kümmern.

„Aber wir haben es ja der Mutter so fest versprochen, immer gehorsam zu sein", sprach Lieschen, deren Herz gewaltig klopfte.

„Ei was, wir sind ja zurück, ehe sie wiederkommt", erwiederte Max keck, obgleich auch sein Gewissen schlug. Ja, er fühlte wohl, daß er im Begriff sei, etwas Unrechtes zu thun; doch das Unrecht war so lockend, sein Vergnügen trieb ihn so mächtig dahin — und das Entsagen und Gehorchen war so langweilig, so ärgerlich langweilig! Er zwang sich mit Gewalt, die Stimme seines Gewissens nicht zu hören.

Mit Lieschen stand es gar nicht viel besser. „Das Christkind aber!" hob sie gleichwohl noch einmal zögernd und ängstlich an. „Was wird es von uns denken? Es hat uns gewiß nicht mehr lieb, wenn es das erfährt."

„O, wie soll es das auch gleich erfahren?" fragte Max. „Es ist ja nicht hier."

Die thörichten kleinen Wesen! Sie wußten es wohl, oder sie hätten es wenigstens wissen sollen, denn oft genug hatte ihnen die Mutter davon erzählt, daß er

wohl da sei, der heilige freundliche Christ, der ihnen so viel Liebe bescheert hatte und dem sie jetzt mit so viel Undank lohnen wollten, daß er da war und daß er immer da ist, daß sein Auge unsichtbar Tag und Nacht wacht über alle Kinder auf Erden und Alles sieht, was sie thun, das Gute, wie das Böse.

Sein ernster Blick begleitete sie auch jetzt, wie sie weiter liefen durch den Schnee, dem Eise zu — und ihre Herzen fuhren fort unruhig zu klopfen.

Nun standen sie am Ufer des zugefrorenen Flusses, — aber die Schlittschuhbahn war jenseits gefegt, sie mußten also erst hinüber, und da war weder Weg noch Steg, und sie wußten keinen Bescheid. Lieschen stand zweifelnd still; aber Maxens Gewohnheit war es nicht, sich lange zu besinnen. Keck ging er vorwärts.

„Tritt nur immer in meine Fußtapfen!" rief er seiner Schwester zu, „ich will den Weg schon bahnen!"

Aber das war nicht so leicht. Der Schnee lag hier so hoch, daß er ihm bis an die Knie ging und dem armen Lieschen ganz bange wurde.

„Ich komme nicht durch!" rief sie weinerlich.

„Wir haben ja gar nicht mehr weit!" tröstete Max. „Sieh doch, da drüben ist ja die Bahn schon!"

Wirklich, da war die Bahn schon, nur noch etwa fünfzig Schritt von ihnen. Wenn nur eine von den Tanten ihre Augen zu ihnen gewendet hätte? Aber sie drehten ihnen gerade alle den Rücken zu und fuhren schnell nach dem andern Ende der Bahn. Noch ein paar Schritte drang Max vorwärts — da stand er plötzlich erschrocken still. Was war denn das? Dicht vor ihm rauschte das klare Wasser und auf ein Haar wäre er hineingefallen. Nun fing Lieschen an bitterlich zu weinen.

„Warte doch nur", tröstete Max immer noch, „das ist hier nur eine offene Stelle. Wir wollen etwas weiter hinuntergehen, da finden wir gewiß einen Weg, der wieder hält!"

Lieschen folgte ihm und versuchte ihre Thränen zu trocknen. Aber nun fingen ihre Füße und Hände an zu frieren. Sie waren ja hinausgelaufen ohne Handschuh, ja ohne auch nur das Mindeste umzubinden oder aufzusetzen, gerade so, wie sie in der warmen Stube angezogen gingen.

„Du mußt Deine Hände in die Taschen stecken", sprach Max. Aber Lieschen hatte ja keine Taschen. „So reibe sie aneinander."

Das that sie, und es half wirklich ein Weilchen.

Aber die Füße froren nur um so ärger, denn sie fingen nun an ganz naß zu werden.

„Findest Du den Weg nicht bald?" fragte sie zitternd.

„Gleich, gleich!" erwiederte Max; aber es wurde ihm selber schon bange dabei. Sie hatten sich wieder ein ganzes Stück weiter von der Bahn entfernt, und nun fing es gar an zu schneien.

„Laß uns lieber umkehren!" bat Lieschen, „ich friere so sehr!"

„Nein, nein, warte nur noch ein klein Weilchen!" erwiederte Max. „Wir sind jetzt noch weiter von Hause, als von der Bahn; ich werde gewiß den Weg bald finden." Knack — da brach das Eis! und er fiel tief hinein mit dem einen Fuße. Lieschen schrie laut, und auch er war jetzt nicht mehr fern davon. Aber er bekämpfte sich noch einmal und zog seinen Fuß wieder heraus, indem er sie damit tröstete, es sei das Wasser ihm noch nicht in den Stiefel gelaufen.

„Aber Du kannst noch einmal einbrechen!" rief sie, „und ich auch, und wir können alle Beide ertrinken! — o Mutter, Mutter!"

Max sagte kein Wort; aber es wurde ihm plötzlich ebenfalls so unheimlich zu Muthe, daß er sich schnell

auf den Rückweg machte. — Indessen begann der Schnee immer dichter zu fallen, und zu gleicher Zeit erhob sich ein plötzlicher Wirbelwind, der ihre Spuren in wenigen Minuten verweht hatte. Nun war guter Rath theuer. — Da standen die bestraften Kleinen und blickten angstvoll um sich, nicht wissend, was sie thun und wohin sie sich wenden sollten. Neben sich das unsichere Eis mit den offenen Stellen, in die sie jeden Augenblick gerathen konnten; um sich herum immer dichter werdendes Schneegestöber, so daß sie nicht zwanzig Schritte vorwärts sehen konnten, — da waren sie wirklich in nicht geringer Noth und Gefahr. Sie weinten jetzt alle Beide. Aber damit kamen sie nicht von der Stelle, das sahen sie wohl ein, und schluchzend und zitternd machten sie sich endlich von Neuem auf den Weg und irrten weiter.

Mehr denn einmal waren sie in Lebensgefahr, und hätte nicht Er über sie gewacht und sie behütet, Er, um den sie es gleichwohl gerade jetzt so wenig verdienten, so wäre wahrscheinlich unsere Geschichte nun zu Ende, weil ich nichts weiter zu erzählen hätte, als daß man am andern Morgen die beiden kleinen, ungehorsamen Kinder todt im Fluß gefunden. Aber Er

wachte über sie, Er, der selbst die unartigen Kinder noch liebt, und führte sie glücklich an allen gefährlichen Stellen vorüber.

Aber wie weit mußten sie vom Dorfe abgekommen sein, da sie kein einziges Haus mehr erblicken konnten! — Es war nun schon über eine Stunde her, daß sie hinausgelaufen waren, und ganz erstarrt und erfroren in dem leichten Anzuge, konnten sie kaum noch vorwärts.

„Ich muß mich ausruhen, ich kann nicht mehr!“ schluchzte das kleine Mädchen und warf sich in den Schnee.

Max blickte sie erschrocken an. Es fiel ihm plötzlich ein, was der Lehrer ihm erst vor wenigen Tagen von einem armen Manne erzählt hatte, der erfroren war, weil er, als die Kälte anfing ihn zu erstarren, seiner Müdigkeit nachgegeben und sich auf die gefrorene Erde gelegt hatte. Dabei erinnerte er sich auch, daß der Lehrer ihnen den Rath gegeben hatte, bei ähnlichen Fällen vor allem sich Bewegung zu machen, weil dies das einzige Mittel sei, sich einigermaßen warm zu erhalten. Er hatte damals nicht gedacht, daß dieser ähnliche Fall sobald bei ihm selbst eintreten sollte. Aber er hatte aufmerksam zugehört — und nun verdankte er es dieser Aufmerksamkeit, daß sein und seiner Schwester

Leben gerettet wurde. Wahrscheinlich würde er sonst sich neben Lieschen niedergeworfen haben, denn auch er war todtmüde; aber nun trieb ihn die Angst, sich mit Gewalt aufrecht zu erhalten und seine Hände und Füße zu reiben und zu schlagen, um sie wieder zu beleben.

„Steh' doch auf, Lieschen!" bat er während dessen dringend, „versuch' es doch nur noch einmal zu laufen, Du mußt ja sonst erfrieren!"

Aber Lieschen war ganz steif und behauptete, sie könne nicht mehr. Es blieb ihm am Ende nichts übrig, als allein fortzulaufen und Hülfe zu suchen.

Da blieb denn das arme Lieschen auf dem kalten Schnee ganz allein und ganz trostlos. „Mutter, Mutter!" jammerte sie, „ach Mütterchen, wenn Du wüßtest, wie es uns geht!" Ihre Glieder wurden immer steifer und kälter, und sie konnte kaum noch die Klagelaute aus ihren erstarrten Lippen hervorbringen. Es ist entsetzlich, erfrieren zu müssen und noch dazu ganz allein Schuld daran zu sein. Eine tödtliche Angst bemächtigte sich des armen kleinen Wesens. — Wenn sie nun jetzt starb, und sie kam dort oben im Himmel an, mit welchem Gesichte mußte sie dann auch das Christkind empfangen? „O, lieber Gott!" rief sie, ihre erstarrten Händchen

faltend, „vergieb uns! Wir sind ungehorsame Kinder, die es nicht verdienen, aber Du bist so gut; ach, rette uns doch! Laß mich nicht erfrieren und den armen Max nicht in den Fluß fallen; Du lieber Heiland, der Du alle Kinder so lieb hast, wie die Mutter sagt, wir wollen ja nie mehr ungehorsam sein!" Sie hatte sich auf ihre Knie geworfen und betete inbrünstig in heißester Herzensangst. — Hörst du nicht, Lieschen, wer rief da deinen Namen? Die Kleine horchte zitternd auf — es war ihr wirklich, als hätte Jemand gerufen. — Da noch einmal: „Lieschen, Lieschen!" O, es war Maxens Stimme, und fast zu gleicher Zeit sah sie auch zwei Gestalten auf sich zukommen. Es war ein Bauersmann, der den armen weinenden Knaben an der Hand führte. Max hatte ihn endlich, als er schon ganz verzweiflungsvoll war, gefunden, oder vielmehr, der liebe Gott hatte ihn ihm zugeführt.

So waren denn die armen Kleinen für diesmal gerettet. Der Mann nahm das ganz erstarrte Lieschen auf seinen Arm, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, lagen Beide wieder in den Armen der Mutter.

Und was sagte die Mutter? Ja, seht Ihr, so lieb haben Eltern sogar ihre unartigen Kinder, daß sie



Leichtsinn.

in den ersten Stunden nur Zärtlichkeit und Sorge für sie hatte. Sie brachte sie zu Bette, rieb ihre erstarrten Glieder mit wollenen Tüchern und kochte ihnen Thee. Als sie aber nach einem erquicklichen Schlummer am andern Morgen die Augen wieder aufschlugen, da setzte sie sich zu ihnen und blickte ihnen ernst in das Gesicht.

„O Mutter, ich weiß, was Du sagen willst!“ rief Lieschen, ihre Arme um sie schlingend und in Thränen ausbrechend, „ich weiß es, ich habe es mir ja Alles selber sagen müssen, als ich da lag in dem kalten Schnee und glaubte, daß ich erfrieren müßte.“

„Ich auch, Mutter!“ rief Max, sein Gesicht in ihrem Schooß verbergend, „ich weiß es, liebe Mutter, wie unartig wir gewesen sind und wie sehr wir unsere harte Strafe verdient haben!“

„Habt Ihr nun auch eingesehen, daß Eltern ihren Kindern wirklich Nichts verbieten, als was zu ihrem Besten dient, und daß Kinder zu ihrem eigenen Glück nichts Klügeres thun können, als zu gehorchen?“

„Ja, liebe Mutter!“ schluchzten die Kleinen; „aber willst Du nun auch nicht mehr böse sein, sondern uns vergeben?“

„Wenn es Euch wirklich Ernst mit Eurer Reue

ist, will ich Euch gern vergeben, und das um so mehr, da die bittere Strafe Eurem Ungehorsam schon auf dem Fuße gefolgt ist. — So gebt mir denn noch einmal Hand und Kuß darauf, von nun an nie mehr ungehorsam zu sein. Nach einer solchen Erfahrung, hoffe ich, werdet ihr Euren Vorsatz nicht so schnell wieder vergessen, wie das erste Mal!"

Tief beschämt reichten die beiden Kleinen ihre Lippen und Hände dar.

Meine Geschichte ist indessen noch nicht aus. Die Strafe unserer armen Kleinen war noch nicht zu Ende. Der liebe Gott hatte sie freilich vom Tode errettet und bewahrte sie auch vor ernstlicher Krankheit; aber einen recht tüchtigen Husten trugen sie alle Beide davon, so daß sie mehrere Wochen lang ganz und gar in der Stube bleiben mußten. Und wie viel verloren sie dadurch! O, hört nur!

Als der Nachmittag kam, erklang auf einmal lustiges Schellengeläute und Peitschenknallen unter dem Fenster. Ein prächtiger Jagdschlitten hielt stille, und heraus sprang Tante Rosa, während ihr Bruder Wilhelm bei den muthigen Rossen blieb.

„Nun, wo sind meine artigen Kinder?" rief sie,

in die Stube eilend, „jetzt sollen sie ihren Lohn bekommen! Ich will ihnen einmal ein rechtes Vergnügen bereiten; sie sollen eine Schlittenfahrt mit mir machen und zwar bis zum Försterhause im Walde, wo uns warmer Kaffee und Kuchen erwartet!"

Ach die Tante wußte noch nicht, was ihre artigen Kinder, seit sie nicht bei ihnen gewesen war, so Unartiges und Ungehorsames gethan hatten!

„Nun?" fragte sie erstaunt, als Max und Lieschen mit bleichen Gesichtern, stumm und mit niedergeschlagenen Augen dastanden, „freut Ihr Euch denn nicht? Ich denke, Ihr sollt recht jauchzen und in die Hände klatschen, — was ist denn das mit Euch?"

Die Kleinen blickten mit Thränen in den Augen zur Mutter auf, die nun das Wort nahm und die ganze traurige Geschichte erzählte.

Ja, da konnte die Tante freilich nichts weiter thun, als allein wieder in ihren Schlitten steigen und sich andere artigere Kinder einladen. — O, wie traurig und kummervoll schauten die armen Kleinen dem klingelnden Schlitten nach! — Aber die Mutter legte ernst ihre Hände auf ihre Köpfe und sprach: „Nun, laßt auch diesen Kummer Euch nützlich werden, indem

Ihr Euch eine Lehre merkt, die er Euch giebt und die dazu beitragen wird, daß Ihr Euch doppelt vor dem Leichtsinn hütet:

„„Das Unrecht, das wir thun, kann uns vergeben werden, und es wird uns vergeben, wenn wir es recht ernstlich bereuen; — aber vor den bösen Folgen, die es nach sich zieht, kann uns keine Macht bewahren, wir müssen sie tragen, und sollten sie noch so bitter sein!““

Die Himmelsrose.

Das kleine Lieschen stand am Fenster und schaute auf ihren blühenden Rosenstock. O wie schön war der! — Sie hatte ihn selber im vorigen Sommer als ein kleines Stengelchen eingepflanzt und hatte ihn seitdem gepflegt und gehegt und sich über jedes neue Blättchen gefreut, das er getrieben. Nun war er ein schlankes schönes Bäumchen und blühte zum ersten Male. Ja heute Morgen war die erste Knospe aufgebrochen, die sie lange mit freudiger Erwartung betrachtet hatte, und die lieblichste Rose mit vollem duftenden Kelche schaute dem kleinen Mädchen in's Angesicht.

Eine blühende Rose ist immer ein herrlicher Anblick; aber eine blühende Rose mitten im Winter, das ist doppelt herrlich und wunderschön! — Darum schaute auch Lieschen doppelt stolz und froh auf ihre Rose und konnte sich gar nicht satt daran sehen, weil es eben noch mitten im Januar war und Schnee und Eis die ganze Erde rings umher bedeckte.

„Eine schönere Blume hat wohl niemals geblüht auf der ganzen Welt!" rief sie, und dann nahm sie den Topf in ihre Arme und lief hinaus, um sie der Mutter zu zeigen. Die Mutter war in der Küche; doch schon auf dem Hausflur hörte Lieschen, daß eine alte Frau bei ihr war und mit ihr sprach.

„So will ich lieber noch ein Weilchen warten, um nicht zu stören", dachte das artige kleine Mädchen und setzte die Rose unterdessen auf die Treppe und sich daneben, um sich weiter zu freuen an ihrem Anblick. Die Küchenthür stand halb offen, und so hörte sie, was die Mutter und die alte Frau mit einander sprachen.

„Wie geht's denn mit Eurer kleinen Marie?" fragte die Mutter.

„Ach, schlecht!" antwortete die Alte weinend. „Sie liegt noch immer im Bett und wird auch wohl nicht wieder aufstehen lernen. Es ist nun schon beinahe ein halbes Jahr, daß sie so daliegt und nicht hinauskann. Du lieber Gott, und so viel Schmerzen hat sie! — Sie ist sonst immer so geduldig gewesen, aber nun will sie manchmal gar nicht mehr aushalten. — »Wenn ich nur noch einmal wieder hinauskönnte auf's Feld!« so seufzt sie den ganzen Tag, »ach wenn ich nur

wenigstens zum Frühling wieder gesund würde, daß ich den Rosenstock in unserm Garten blühen sehen könnte! — Mutter!« rief sie gestern mit einem Male, »vergeßt es nicht, wenn Ihr im Frühling wieder auf's Feld geht, daß Ihr mir alle Blumen mitbringt, die Ihr findet.« — O, liebe Madame", fuhr die Alte bitterlich weinend fort, „Sie können's nicht glauben, wie mir solche Reden durch's Herz gehen! Du lieber Gott! wenn der Frühling wieder da ist, liegt sie ja längst in der Erde, und ich kann die Blumen nur noch auf ihr Grab streuen."

„Wie es Gott beschlossen hat, so müssen wir's hinnehmen", erwiederte die Mutter, und dann sagte sie noch manches gute und freundliche Wort, um die arme alte Frau zu trösten, bis diese endlich mit vielen Danksagungen ihr einen guten Morgen bot, um hinauszugehen.

Als sie an Lieschen vorüberkam, nickte sie traurig und sagte leise: „O, die wunderschöne Blume!" — und Lieschen stand neben ihrer Rose und schaute sie an, in tiefe Gedanken versunken.

„O, die wunderschöne Blume!" rief jetzt auch die Mutter, „wie herrlich sie aufgeblüht ist! Siehst Du,

Lieschen, das ist der Lohn für die Aufmerksamkeit und Treue, mit der Du sie gepflegt hast. — Schade nur, daß sie so schnell verblüht!" —

„Ja, weißt Du nichts, wodurch ich sie recht lange blühend erhalten könnte?" fragte Lieschen.

„Das wüßte ich schon", erwiederte die Mutter, „aber vielleicht würde Dir mein Rath nicht gefallen."

„O doch, liebe Mutter!"

„Nun, Du mußt sie Dir für den Himmel einpflanzen — dann blüht sie ewig."

„Ja wie das?" — Lieschen verstand sicher nicht, was die Mutter meinte.

„Du mußt eine Freudenthräne darüber weinen lassen, dann kann sie niemals verwelken." — Und die Mutter lächelte und nickte und ließ das kleine Mädchen allein. Aber Lieschen stand mit gesenktem Köpfchen und schaute wieder und wieder sinnend ihre blühende Rose an.

„O die wunderschöne Blume!" hatte die alte Frau so traurig gesagt. Die Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, klangen ihr in der Seele wieder, und dann dachte sie sich das kranke Mariechen, wie es in seinem Bette lag und nach dem Frühlinge ausschaute, den es doch nie mehr sehen sollte, — und

dann nahm sie ihre Rose in die Arme, deckte schützend ihr Taschentuch darüber und lief damit hinaus. — Wohin lief sie wohl? — Immer in die kalte Schneeluft hinein und die gefrorene Straße entlang, bis an ein kleines, kleines Häuschen, das der alten Frau gehörte, die heut bei ihrer Mutter gewesen war. Da ging sie hinein.

Da stand in einer kleinen dunklen Stube ein schlechtes niedriges Bett, und in dem Bett lag die arme Marie. Sie war ganz allein, denn ihre Mutter war noch nicht wieder zurückgekehrt. Da lag sie nun, das blasse Köpfchen mit der mageren Hand gestützt. Lieschen trat ganz leise heran und setzte die blühende Rose gerade vor sie hin. — „O, was ist das?!“ rief Marie, und ihr blasses Gesicht überfloß ein Schimmer, als wär's ein Abglanz von der blühenden Rose.

„Blüht denn der Rosenbusch in unserm Garten schon, ist's denn schon Frühling geworden?“

„Nein, Frühling ist's nicht“, antwortete Lieschen, „aber diese schöne Rose ist mitten im Winter aufgeblüht, und ich will sie Dir schenken, weil Deine Mutter sagte, Du sehntest Dich so sehr, eine Blume zu sehen.“

„O die schöne Blume, die wunderschöne Blume!" rief das kranke Kind und beugte sich über sie, daß die frischen Blätter sich an die welken Wangen schmiegten, und lächelte und küßte sie und lächelte wieder, während die hellen Thränen aus ihren Augen tropften — die Thränen, von welchen Lieschens Mutter gesagt hatte, sie würden die Kraft haben, ihre Rose ewig blühen zu machen. „Was bist Du für ein freundliches Mädchen", sprach sie dann, dankbar zu Lieschen aufblickend, „daß Du mir diese schöne Blume schenken willst! Aber ich will sie nicht annehmen — laß sie mich nur noch ein Weilchen ansehen — und nun will ich noch einmal daran riechen! — So, nun nimm sie nur wieder mit, Du sollst Deine schöne Blume nicht verlieren um meinetwillen." —

Aber Lieschen schüttelte den Kopf. „Nein, die Blume hab' ich Dir geschenkt", sprach sie, „und Du sollst sie auch behalten. Ich kann mich gedulden, bis der Frühling kommt, der bringt Rosen genug mit." —

„Ja", sprach Mariechen, „und ich bin im Frühling wohl schon gestorben. So laß mir denn Deine Rose hier. Wenn ich sterbe, so will ich's dem lieben Gott erzählen, was für ein gutes Mädchen Du bist!" —

Die beiden Kinder nickten sich zu, und Lieschen lief wieder hinaus, keine Rose im Arme, aber eine Rose im Herzen, die blühte und duftete so herrlich und erfüllte das ganze kleine Mädchen mit Wonne und Freude.

Die kranke Marie aber blickte mit hellen Augen auf die schöne Blume und vergaß ihre Schmerzen und ihre Ungeduld über den holden Anblick. Den ganzen Tag durfte sie nicht von ihr genommen werden, und als am Abend ihre Augen dunkler wurden und sie sich nicht mehr aufrichten konnte, mußte die Mutter sie abpflücken und ihr in die Hand geben.

„Höre, liebe Mutter", sprach sie nach einer Weile, „wenn ich bald sterbe, so lasse mir doch meine Rose. Ich will sie in der Hand behalten, wenn ich begraben werde."

Bald wurde sie matter und immer matter und konnte endlich nicht mehr reden, doch lächelnd blickte sie auf die Blume, bis sie die Augen schloß, um sie nicht wieder zu öffnen. Die Mutter gab ihr die Rose mit in das Grab, wie sie es gewünscht hatte, und als nun des lieben Gottes Engel kam, um sie hinauf zu holen in den Himmel — da hielt sie dieselbe noch immer fest in der Hand und so kam die Rose mit in

den Himmel. Der liebe Gott aber, der alles weiß und sieht, der verstand auch sehr gut wie das gekommen und lächelte freundlich auf die Blume herab.

„Sie soll nicht verwelken!“ sprach er. „Nichts darf verwelken oder vergehen, worüber eine Freudenthräne geweint ist! Wir wollen sie einpflanzen in den Himmelsgarten!“ Das geschah. O, wie blühte die Rose herrlich empor, denn im Himmelsgarten ist fruchtbarer Boden und die Himmelssonne scheint so selig warm! Immer neue Blätter, immer neue Zweige und Knospen trieb sie, die sich zu den herrlichsten Blüthen entfalteten, und zuletzt bildete sie selber einen ganzen Garten.

Da kam denn endlich auch die Zeit heran, wo unser kleines Lieschen ihren Pilgerlauf auf Erden beenden sollte, denn alle Menschen müssen einmal sterben, das wissen wir ja. Sie wurde, wie einst Mariechen, auch von einem schönen Engel in den Himmel getragen, und selig lächelnd erkannten sich dort die Beiden, die einst miteinander kleine Mädchen auf Erden waren.

„Und hier ist auch Deine Rose!“ rief Mariechen, sie zu dem wunderbar duftenden Rosengarten führend, „die liebe Rose, mit der Du meine letzten Lebensstunden

erfreut hast! Sie konnte nicht verwelken, weil meine Freudenthränen darauf gefallen waren."

„Aber ich gab Dir eine Rose!" rief Lieschen in jubelndem Erstaunen, „und dies sind hundert und aberhundert!" Da lächelten die Engel rund umher und nickten freundlich. „So lohnt Gott jede gute That", sprachen sie. „Eine Rose gabst Du dem kranken Kinde, aber Du gabst sie mit einem Herzen überfließend in liebendem Erbarmen — weißt Du nicht, daß Gott versprochen hat, jede Gabe, die Ihr Menschen in diesem Sinne Euren Brüdern und Schwestern reicht, will er betrachten als hättet Ihr sie Ihm geliehen! Siehe, das sind die Zinsen, die Deine Gabe getragen — hundert und aber hundertfältig zählt bei Dir der liebe Gott!"

Mariechen und das Vogelnest.

Der Frühling war gekommen, o der liebe, sonnige Frühling! Freundlich und blau lachte der Himmel wieder die Erde an, und die Erde schmückte sich mit ihrem schönsten grünen Kleide, alle Blümlein streckten die Köpfchen hervor; das war ein jubelndes Duften und Blühen! Am lustigsten aber waren die kleinen Vögelchen, die zwitscherten, daß Wald und Feld erklangen. Wer nur ein Schnäblein hatte und ob er auch sonst nichts von Musik verstand, den Frühling zu begrüßen fand er doch ein Liedchen und der liebe Gott hörte es freundlich an.

Auch die kleine Marie freute sich sehr über das muntere Gepiepe und Gezwitschere der kleinen Vögelchen und besonders war's ein Grasemückchen, das ihr Spaß machte. Immer wenn sie im Garten spielte, flatterte es an der Fliederhecke hin und her und schmetterte so selig, als gehörte ihm die ganze Welt. Dabei schaute es mit den runden Aeuglein eifrig umher und wo es

ein Strohhälmchen oder ein Federchen liegen sah, husch, da hüpfte es hin, pickte es auf und verschwand damit in dem Gebüsch. Mariechen war sehr neugierig zu erfahren, was es da machte, und eines Tages schlich sie ihm nach, bog die Zweige zurück und entdeckte etwas ganz Allerliebstes: ein Vogelnestchen! denkt Euch, das Grasemückchen hatte die Strohhälmchen und Federchen gesammelt, um sich ein Nestchen daraus zu bauen. Künstlich hatte es dieselben mit seinem Schnäbelchen zusammengefügt und nun stand ein fertiges Nestchen da, so zierlich, fest und weich, wie kein Mensch es ihm hätte nachmachen können. Von wem hatte doch das Grasemückchen das gelernt? Vom lieben Gott! Aber auf welche Weise der liebe Gott den kleinen Vögelchen lehrt, so ein zierliches Nestchen zu bauen, das weiß Niemand, das ist ein großes Geheimniß. Gott sagt's nur den Vögelchen, und ich denke doch wohl, das muß ein Zeichen sein, daß er sie recht lieb hat.

Mariechen dachte das auch, als sie das Nestchen ansah, und die Mutter sagte: „Nun gieb Acht, das Nestchen ist das Bettchen, das Mutter Grasemückchen für ihre Kinderchen bereitet hat, bald wird sie jetzt Eier hinein legen und aus den Eiern werden die Jungen herauskriechen!"

„Ach, wie war das dem kleinen Mädchen so wunderbar interessant. Sie schaute alle Tage, wenn das Mückchen fortgeflogen war, in das Nestchen, und wirklich gar nicht lange dauerte es, so lagen eins, zwei, drei, vier, fünf reizende Eierchen darin, alle hellgrün mit dunkelgrünen Pünktchen und kaum so groß wie eine Haselnuß.

Von nun an verließ das Vögelchen sein Nestchen fast gar nicht mehr, sondern saß den ganzen Tag auf den Eiern und Mama sagte zu Mariechen: „Sei ja recht vorsichtig, mein Kind, schau nicht zu oft in die Hecke, sonst fängt das Grasemückchen an sich zu ängstigen. Die Menschen sind oft genug grausam gegen die armen Thiere und mancher böse Bube hat schon ein Nestchen ausgenommen, darum haben sie kein Vertrauen zu uns und verlassen oft sogar Nest und Eier, wenn sie merken, daß ihr Schlupfwinkel entdeckt ist!"

„O", rief Mariechen, „zu mir sollen sie bald Vertrauen fassen!" — Und nun war sie so still und vorsichtig! Nur noch ganz leise auf den Zehen wagte sie nach der Hecke zu schleichen, und sah sie das Grasemückchen hinein flattern, dann zog sie sich sogleich zurück. Das merkte auch bald, wie es schien, daß es

von dem kleinen Mädchen nichts zu fürchten habe, und einmal, als Mariechen die Zweige des Fliederbusches zurückbog, um in's Nestchen zu schauen, saß es grade darin, flog aber nicht auf, sondern blickte freundlich mit den runden Aeuglein in das rosige Kindergesichtchen, als wollte es sagen: „Du thust mir nichts, ich weiß es wohl!“ — Das kleine Grasemücken-Männchen aber umkreiste fröhlich die Hecke und zwitscherte

„Piep piep, piep piep!
Wir haben Dich lieb, lieb, lieb!“

So eine kleine Grasemücke hat nämlich stets ein Männchen, das hilft ihr beim Bauen des Nestchens, und wenn sie brütet, löst es sie ab oder singt ihr etwas vor, damit ihr die Zeit nicht lang wird, und hernach, wenn die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, ist's der Papa von den Kleinen. Grade wie bei den Kindern, die auch nicht nur ihr liebes Mütterchen, sondern auch ihr liebes Väterchen haben, so geht's auch bei den Vögelchen zu.

Auf den Tag aber, wo nun die kleinen Vögelchen da sein würden, freute sich Mariechen ganz unaussprechlich. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß in jedem der zierlichen Eier ein junges Vogelleben schlumme-

Dadurch aber, daß die beiden Alten durch mehrere Wochen es an ihrem kleinen liebevollen Herzen erwärmten, erwache es, und aus dem Innern des Eies bilde sich allmälig der kleine Vogelkörper, der, sobald er vollendet sei, seine Hülle sprenge. Wie das geschehen konnte, darauf konnte ihr die Mutter freilich nichts Genaueres sagen, denn das ist wiederum nur des lieben Gottes Geheimniß. Vielleicht erklärt er's uns einmal, wenn wir bei ihm im Himmel sind.

Wie niedlich mußten die kleinen Vögelchen sein, die aus solchen niedlichen Eiern kamen! Mariechen konnte nicht müde werden, es sich vorzustellen, und die Zeit wurde ihr recht lang bis zu dem ersehnten Augenblick, wo sie nun wirklich im Nestchen lagen. Endlich kam er. Eines Morgens, da sie der Hecke zueilte, tönte ihr schon von Ferne ein kleines wunderliches Gezirpe entgegen von Stimmchen, die sie bisher noch nicht gehört — und wie sie die Zweige zurückbog — ha wirklich, da lagen fünf winzige kleine Thierchen im Nestchen! — Aber ach! waren das die reizenden Vögelchen, die sie erwartet?! Unmöglich, es waren fünf nackte, abscheulich häßliche Geschöpfchen. Ihren Eltern glichen sie nicht von Ferne. Kein niedliches

Federpelzchen war da zu sehen, keine klugen runden Aeuglein, blind und nackt lagen sie da und höchst ungezogen streckten sie fünf große gelbe Schnäbel aus dem Nestchen, die sie schreiend so weit aufsperrten, als sie irgend vermochten.

Mariechen traten fast die Thränen in die Augen vor Enttäuschung und Aerger, am liebsten hätte sie den Gelbschnäbeln gleich die Ruthe gegeben, denn das verdienten sie für ihr unartiges Benehmen; aber da kam das alte Grasemückchen angeflogen und sie trat zurück und dachte: Nun wird's die kleine Mama schon selber besorgen. Aber die kleine Mama schien ganz anders zu denken über ihre häßlichen Jungen als Mariechen. Freundlich zwitschernd kam sie herzu. Sie hatte Futter geholt und liebevoll stopfte sie es in die kleinen Schreihälse. Doch nur für einen Moment schwiegen diese stille, nur so lange sie brauchten, um das Erhaltene hinunter zu schlucken, dann ging die Unart abermals los, und das Grasemückchen mußte von Neuem fortfliegen, um mehr Futter herbeizuholen!

Das arme Thierchen! Mariechens Herz schlug in Mitleid für sie und ganz empört über die Jungen lief sie zur Mutter und erzählte dieser was geschehen.

„Nein", endete sie ihren Bericht, „und daß das alte Grasemückchen gar nicht ungeduldig zu werden scheint über solche Unart, sondern ihre häßlichen Jungen so liebevoll anschaut und dabei zwischert, daß es ordentlich zärtlich klingt, ist das nicht wunderbar?"

„Wunderbar wohl", erwiederte die Mutter, „aber doch natürlich, denn siehe, das Grasemückchen ist ja das Mütterlein der Kleinen, und hat nicht eine jede Mutter unendliche Noth und Mühe mit ihren Kindern und nimmt sie doch geduldig und liebevoll auf sich?"

„O liebe Mama", rief Mariechen ganz erschrocken, „hast Du auch so viel Noth gehabt mit mir, und bin ich auch gewesen wie die Vögelchen?"

„Gewiß", sprach die Mutter, „auch Du warst ein kleines, nacktes, hilfloses Wesen, als ich Dich zuerst in meinen Armen hielt und konntest nichts als Schreien und Nahrung begehren. Ja wohl, noch tausend Mal mehr Noth, als die fünf Vögelchen ihren Eltern machen, machtest Du kleines Kindchen mir. Viele schlaflose Nächte, Angst und Schmerzen brachtest Du mir. Und siehe, dennoch war ich über das Alles nicht unglücklich, denn der liebe Gott, wenn er einer Mutter ihr Kindchen schenkt und mit ihm so viel Noth und Mühe, legt ihr

zugleich tief in das Herz die Liebe für dasselbe — und nun ist alles das, was sonst schwer zu tragen gewesen wäre, in Freude und Glück verwandelt. Denn in der Liebe liegt eine gar wunderbare Kraft. Sie macht den schwachen Arm stark und das müde Herz fröhlich. Nur wer die Liebe im Herzen trägt, kann sich und Andere glücklich machen und so leben, wie es Gott gefällt, darum nennt sie uns auch unser Heiland als das höchste Gut, danach wir ringen sollen, und all' seine Jünger ermahnen dazu, besonders der sanfte Johannes. Von diesem sagt man, daß er, als er schon ganz alt geworden war und nicht mehr predigen konnte, sich doch noch immer in die Versammlungen der Christen tragen ließ, um die einzigen Worte zu sprechen: „Meine Kindlein, liebet Euch untereinander!"

Mariechen hatte aufmerksam zugehört, während die Mutter sprach. Sie verstand ihre Worte wohl, und fest schmiegte sie nun ihr Köpfchen an ihre Brust. Recht innig fühlte sie in diesem Augenblicke, wie viel ein Kind seiner Mutter schuldig ist, und zu gleicher Zeit nahm sie sich vor, die kleinen unartigen Vögelchen mit nachsichtigeren Augen zu betrachten. Wie hatte sie ein Recht, ihnen zu zürnen, da sie selbst einst nicht anders

gewesen war? Viel freundlicher blickte sie am nächsten Tage in das Nestchen und auf die Jungen. Dem alten Grasemückchen aber hatte sie Samenkörner und Semmelkrümchen mitgebracht, die streute sie ihnen hin, damit sie nicht soweit zu fliegen brauchten, um das Futter herbei zu schaffen und dankbar schauten sie diese dafür an. Kind und Vöglein verstanden einander nun schon ganz vortrefflich, und immer zutraulicher wurden sowohl das Weibchen, wie das Männchen. Mariechen konnte, so oft sie wollte, in das Nestchen schauen, es fiel ihnen nicht ein, sich darüber zu ängstigen. Und bald fingen denn auch die Jungen an niedlicher zu werden. Zuerst bekamen sie Augen, damit blickten sie ganz schelmisch drein, dann wuchs ihnen ein allerliebstes Federpelzchen, und dann wurden sie auch artiger, grade wie die kleinen Kinder, die sich auch das Schreien abgewöhnen, wenn sie heranwachsen und verständiger werden. Nur geht das bei den Vöglein viel schneller wie bei den Kindlein. Die Grasemückchen brauchten nur wenige Wochen, da waren sie beinahe eben so groß wie ihre Eltern und fingen sogar schon an ihre Flüglein zu gebrauchen. Das sah nun gar zu komisch und allerliebst aus! Sie waren grade so ungeschickt wie

kleine Kinder, welche anfangen zu gehen. Mit großer Anstrengung hoben sie beide Flüglein empor und flatterten wirklich einige Zoll breit empor, aber plump! auf einmal purzelten sie wieder in's Nest zurück. Es ging noch nicht. Die Alten schauten ihnen dabei mit inniger Elternfreude zu und Mariechen konnte selig stundenlang dabei stehen und so vom Herzen lachen, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. Sie hatte sie gar zu lieb.

Nun könnt Ihr denken, wie sie erschrak, als sie eines Nachmittags, da sie aus der Schule kam und abermals nach der Hecke eilte, schon von Ferne ein klägliches Geschrei und Gepiepe vernahm.

Entsetzt blieb sie einen Augenblick stehen und horchte, da drangen auch Knabenstimmen an ihr Ohr, und nun konnte sie nicht mehr zweifeln, Ihre Lieblinge schwebten in Gefahr. Räuber hatten das Nestchen entdeckt — ach vielleicht kam sie schon zu spät zur Rettung. Athemlos stürzte sie vorwärts. Wirklich, da standen zwei große Buben hinter der Hecke und einer von ihnen hielt das herausgerissene Nest mit den schreienden Vöglein in seinen Händen.

Jetzt fühlte Mariechen, daß die Mutter recht hatte, als sie sagte: Liebe giebt Muth und Kraft. Sie lief nicht mehr, sie flog den Gartensteig hinunter, und ohne nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie gegen die großen

Jungen nicht viel stärker sei, als die Vöglein selbst, sprang sie auf denjenigen zu, der das Nestchen hielt, und packte seinen Arm, um es ihm zu entreißen.

Der Knabe drehte sich schnell um. Mit einem Ruck schüttelte er Mariechens kleines Händchen ab und rief zornig: „was willst Du?!"

„Ich will, daß Du den Grasemücken ihr Nestchen wiedergiebst!" antwortete Mariechen, „denn Du hast kein Recht ihnen zu nehmen, was Gott ihnen geschenkt hat! Es ist Sünde, wenn Du es thust!"

Ganz hoch hatte sie sich bei diesen Worten aufgerichtet, ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten. Die beiden Buben schauten sie betroffen an, sie sah aus wie ein kleiner Racheengel.

„Grade wie der, welcher in unserer Bibel abgebildet ist, der Adam und Eva aus dem Paradiese vertreibt!" dachte der älteste von ihnen, und es wurde ihm ganz unbehaglich zu Muthe. Aber einzugestehen, er habe etwas Unrechtes gethan, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er war einer von den Knaben, die sich viel mehr schämen artig zu sein, als unartig. Roh lachte er dem kleinen Mädchen in's Gesicht, um seine Verlegenheit zu verstecken, während der kleinere die Augen niederschlug und roth wurde.

Mariechen aber brach jetzt in einen Strom von

Thränen aus und umklammerte fest den Arm, der ihr Nestchen hielt! „O, wenn Du wüßtest, wie lieb die Alten ihre Jungen haben!“ rief sie, „gewiß, Du gäbest sie ihnen wieder. Denke nur, sie haben sich mühsam ihr Nestchen gebaut und dann die Eierchen ausgebrütet, dann die Kleinen gepflegt und gefüttert! Mama sagt, mit eben so viel Liebe, wie uns unser Mütterchen gepflegt hat, und nun sind sie herangewachsen, nun fangen sie an zu fliegen und zu zwitschern; ach, sie waren auch meine ganze Freude!“ — Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Wenn sie Dir gehörten und Deine Freude waren“, sagte der Knabe trotzig und bewegt zugleich, „dann behalt' Du sie meinetwegen.“

Er warf ihr das Nest zu. Mariechen fing es mit leuchtenden Augen in ihrer Schürze auf. „Ja, ja, meine Freude!“ rief sie, „doch nicht darum, nicht wahr, sondern weil es Sünde wäre und Du den lieben Gott betrüben würdest, wenn Du anders thätest, giebst Du das Nest zurück, nicht wahr? nicht wahr?“

Der Knabe runzelte die Augenbrauen und ging schnell davon, er schämte sich, abermals ein weiches Herz zu zeigen, dagegen blieb der kleinere freundlich stehen und sagte: „Soll ich Dir helfen das Nestchen wieder in die Hecke zu setzen?“

„Ach ja, bitte, bitte!“ rief Mariechen.

Sorgfältig und geschickt bog er die Zweige der Büsche nun auseinander, und bald stand das Nestchen wieder an seinem Ort mit den unversehrten Jungen. Die Alten aber, die schreiend während des ganzen Vorganges die Häupter der Kinder umflattert hatten, hüpften jetzt fröhlich von Zweig zu Zweig und sahen auf ihre kleine Retterin, als verständen sie alles sehr wohl.

Und so oft Mariechen von nun an im Garten erschien, fingen sie an zu singen, als wollten sie ihr danken. O, wie glücklich war Mariechen! Kaum jemals zuvor hatte ihr Herzchen so fröhlich geklopft, und das war natürlich, denn die Freude, die wir über das Glück eines andren Wesens empfinden, ist stets viel reiner und beglückender, als die über unser eigenes. Freilich, nur sieben Vögelchen waren es, die Mariechen glücklich gemacht hatte, aber immerhin Wesen in Gottes Schöpfung und von Gott geliebt.

Die beiden Knaben aber nahmen niemals mehr Vogelnester aus, das weiß ich ganz gewiß, und das verdankten sie ebenfalls unserm Mariechen.

Druck von Carl Flemming in Glogau.

Druck von Carl Flemming in Glogau.